

MEDI. PEER



Medi.Peer – Mediation durch *peer groups*
MediatorInnenprogramm zur stadtteilbezogenen Gewaltprävention
bei türkischen, arabischen und russlanddeutschen Jugendlichen
Abschlussbericht der wissenschaftlichen Evaluation

Prof. Dr. Hermann Strasser PhD
Dr. Steffen Zdun
Dr. Thomas Schweer

15. November 2009

Gefördert vom:



Inhalt

1. Angestrebte Projektziele, Schulungsprogramm und Evaluation	3
2. Arbeitsschritte und Abweichungen vom Arbeitsplan	9
3. Eingangsbefragung und teilnehmende Beobachtung	21
3.1 Soziodemografie, Schule und Elternhaus	21
3.2 Wohnumfeld und interethnische Kontakte	27
3.3 Freundeskreis und Drogenkonsum	30
3.4 Einstellungen zu Gewalt und ihre Legitimation	35
3.5 Delikte	37
3.6 Diskriminierungserfahrungen und Verhältnis zur Polizei	44
3.7 Streitschlichtererfahrungen und Erwartungen an Medi.Peer	47
4. Abschließende Befragungen	50
4.1 Schulungsgruppe Homberg	50
4.2 Schulungsgruppe Hamborn	58
4.2.1 Verändertes Sozialverhalten und Verhältnis zu Schule und Elternhaus	58
4.2.2 Einstellungen zu Gewalt und deviantem Verhalten	64
4.2.3 Verhältnis zur Polizei	70
4.2.4 Interethnische Kontakte und Streitschlichtererfahrungen	72
4.2.5 Erwartungen an Medi.Peer	75
5. Die nächsten Schritte	79
Literaturhinweise	83
Anhang: Trainingshandbuch <i>MIND</i>	

1. Angestrebte Projektziele, Schulungsprogramm und Evaluation

Das Projekt richtet sich an sozial benachteiligte, besonders durch Gewaltanwendung auffällige Jugendliche aus verschiedenen Duisburger Stadtteilen. Basierend auf unseren wissenschaftlichen Vorarbeiten (vor allem Zdun 2007a, s. auch Schweer/Zdun 2005, Strasser/Zdun 2005, Strasser/Zdun 2006) zu jungen Russlanddeutschen wurde das Ursprungskonzept von Medi.Peer, ausgehend von zwei zentralen Annahmen, entwickelt.

Erstens verfügen gewaltauffällige Jugendliche über Streitschlichtungskompetenzen, die sie im Alltag anwenden, damit nicht jeder Konflikt in Gewalt mündet.

Zweitens hat Gewaltprävention bei auffälligen jungen Migranten dann eine hohe Erfolgswahrscheinlichkeit, wenn in der Szene erfahrene Jugendliche eingebunden werden.

Junge Migranten aus dem Milieu, in deren Alltag Gewalt eine wichtige Rolle spielt, sollen deshalb gezielt geschult werden, um in ihren Streitschlichtungskompetenzen gestärkt und bestärkt zu werden. Das soll nicht nur dazu beitragen, dass sie weniger Gewalt anwenden, sondern ein Multiplikatoreneffekt in der Form entsteht, dass sie erlerntes Wissen und neue Kompetenzen in ihrem sozialen Umfeld, insbesondere an andere Jugendliche, weitergeben.

Zu diesem Zweck wurde vom Projektteam ein Schulungsprogramm entwickelt, das sich an männliche und weibliche Jugendliche¹ russlanddeutscher, türkischer und arabischer Herkunft richtete. Die Schulungen beschränkten sich nicht nur auf das Thema Gewalt, sondern bezogen auch die Bereiche Gesundheit (hier insbesondere Sucht und Aids) sowie Menschenwürde und Grundrechte (hier insbesondere die Auseinandersetzung mit radikalen Einstellungen) mit ein. Dies war erforderlich, um die TeilnehmerInnen in verschiedenen Lebensbereichen von risikoreichem Verhalten abzubringen und Anstöße zu geben, damit sie ihre oft negativen Einstellungen zu anderen Bevölkerungsgruppen überdenken.

¹ Aus bestimmten Gründen, die später noch näher erläutert werden, konnten nur wenige Frauen für die Schulungen gewonnen werden.

Zudem sollten die TeilnehmerInnen in Kompetenzen ge- und bestärkt werden, um ihre Chancen auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt zu verbessern. Eine weitere Annahme von Medi.Peer besteht nämlich darin, dass Gewalt oftmals auch von erfahrener Chancen- und Perspektivlosigkeit ausgeht. Es ist daher von Bedeutung, gleichzeitig verschiedene Wege aus der Gewalt zu erkunden und zu weisen.

Der zentrale Baustein bezieht sich auf Deeskalation in Form von Mediation. Mediation meint die „Vermittlung durch eine unparteiische dritte Person, deren Aufgabe es ist, den Konfliktparteien beim Finden einer Lösung zu helfen“ (Eder/Gaisbauer 2001: 5). Bei Medi.Peer ist eine Art von *street mediation* vorgesehen, d.h. die MediatorInnen sollen vor allem im *Straßenmilieu* aktiv werden. Das hat mit dem Umstand zu tun, dass Gewalt in erster Linie ein außerschulisches Problem darstellt und *der Straße* bei jungen Migranten eine ganz andere Bedeutung zukommt als bei ihren einheimischen Altersgenossen (vgl. Luff 2000, Dietz/Roll 1998). *Street mediation* stellt die MediatorInnen allerdings im Gegensatz zur herkömmlichen Mediation vor ganz andere Herausforderungen, weil sie außerhalb des geschützten Raumes der Schule agieren und nicht auf die Unterstützung der Lehrkräfte zurückgreifen können.

Für die Schulung der MediatorInnen waren deshalb eine Fortbildung in Methoden und Inhalten der Module *Interkultureller Dialog mit Jugendlichen*, *Deeskalation* und *MIND (Motivierende Interventionen zur nachhaltigen Jugendgewaltdeeskalation)* vorgesehen. Während der *Interkulturelle Dialog* damit zu tun hat, die Empathie und das Verständnis für andere Bevölkerungsgruppen sowie die kommunikativen Kompetenzen der Jugendlichen zu fördern, geht es beim Modul *Deeskalation* in erster Linie darum, die MediatorInnen zu befähigen, bei aktuellen Konflikten schlichtend einzugreifen. Diese Form der Krisenintervention ist mittlerweile gut erprobt und kann als effektiv eingestuft werden. Die Effekte sind jedoch eher kurzzeitig. Eine nachhaltige Verhaltensänderung, insbesondere bei jugendlichen Intensivstraftätern, ist hiermit nur sehr schwer zu erreichen. Bei Medi.Peer geht es aber nicht nur darum, MediatorInnen darin zu trainieren, Konflikte zu schlichten, sondern sie sollen auch dazu beitragen, Konflikte erst gar nicht aufkommen zu lassen. Deshalb wird bei Medi.Peer ein neuer Weg über *MIND* verfolgt.

MIND ist das eigens für Medi.Peer entwickelte Schulungsprogramm, das auf den Ansätzen des Transtheoretischen Modells (TTM, Prochaska et al. 1997) und *motivational interviewing* (Miller/Rollnick, 1999) beruht. Die Module der Schulung wurden speziell auf die Bedürfnisse und Kompetenzen junger Migranten in Deutschland abgestimmt und konzentrieren sich auf die Bereiche Gewalt und Gewalttätigkeit². Mit dieser Präventionsstrategie soll erreicht werden, dass gewaltbereite Jugendliche langfristig dazu bewegt werden, auf Gewalt zu verzichten und diese nicht länger als legitime Handlungsoption anzusehen. Die MediatorInnen sollen befähigt werden, *MIND* auf der Straße anzuwenden. Dabei wird von der Prämisse ausgegangen, dass Verhaltensänderungen nur selten in einem Schritt erfolgen. Vielmehr kann eine Änderung des Verhaltens als Prozess begriffen werden, der durch die Konstruktion verschiedener Stufen zielgenau forciert und begleitet werden kann. Das praxisnahe Erkennen und die bewusste Anwendung stufenspezifischer Gesprächstechniken ist das Ergebnis der Schulung.

Die MediatorInnen sollen durch das Fortbildungsprogramm *MIND* insbesondere die folgenden Kenntnisse und Kompetenzen erwerben:

- theoretische Grundlagen des meta-methodischen Verlaufsmodells
- methodische Gesprächskompetenzen zur Initiierung von Verhaltensänderungen bei aggressiven Jugendlichen
- die Anwendung des Stufenmodells durch realitätsnahe Praxisübungen
- die Fähigkeit zum interventionistischen Agieren bei aggressiven Jugendlichen
- die Fähigkeit zum kontinuierlichen und stufenspezifischen Agieren mit dem Ergebnis der dauerhaften Verhaltensänderung bei aggressiv interagierenden Jugendlichen

Darüber hinaus soll es zur Aufgabe der MediatorInnen werden, im Bedarfsfall Gleichaltrige zur Kontaktaufnahme mit einer Beratungsstelle zu motivieren.

Zur Anwendung der Gesprächstechniken bedarf es keinerlei therapeutischer Vorkenntnisse. Die Fortbildung ist für junge MediatorInnen entwickelt worden, die in ihrem Alltag Kontakt zu aggressiven Jugendlichen haben. Die Fortbildung in den Gesprächstechniken

² Ausführliche Informationen zu den Inhalten und Abläufen des *MIND*-Schulungsprogramms sind dem im Anhang beigefügten Trainingshandbuch zu entnehmen.

sowie die weiteren Schulungsbausteine sollten ursprünglich in Blockveranstaltungen angeboten werden. Allerdings zeigte sich bereits in den ersten Sitzungen, dass die Konzentrationsfähigkeit der TeilnehmerInnen schnell an ihre Grenzen stößt, so dass die Schulung von *MIND* ebenfalls in Einzelbausteinen vermittelt werden musste. Das war erforderlich, um die Heranwachsenden nicht zu überfordern, was zu einem vorzeitigen Abbruch des Trainings hätte führen können. Das Training von *MIND* erfolgte durch erfahrene PsychologInnen und SozialpädagogInnen in geschlechtsparitätischer Teamarbeit.

Während der Einsatzphase wurden weitere Fortbildungsmaßnahmen durchgeführt. Hierzu zählen die Module:

- Anti-Gewalt-Training/Coolnesstraining
- Sucht
- Geschlechterrollen/Aids
- Erste Hilfe
- Selbstbehauptungstraining
- Umgang mit eigenen Aggressionen
- Bewerbungstraining

Darüber hinaus fanden Gespräche mit bzw. Besuche von unterschiedlichen Institutionen statt, u. a. verschiedene Kommissariate der Duisburger Polizei sowie des Jugendamtes der Stadt Duisburg.

Als Anreiz zur dauerhaften Teilnahme an Medi.Peer sollte den Heranwachsenden neben der hochwertigen Fortbildung die soziale Anerkennung in ihrem Umfeld durch ihre neue Rolle als Schlichtungsinstanz und die mit der Teilnahme verbundene bessere Perspektive auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt dienen. Die TeilnehmerInnen sollten sowohl neue Kontakte herstellen und ihr Selbstbewusstsein stärken als auch einen Einblick in das Berufsfeld der Sozialarbeit gewinnen. In diesem Rahmen sollten nicht nur die Interessen, sondern auch die Kompetenzen und Zukunftsperspektiven der TeilnehmerInnen gefördert werden.

1. Die MediatorInnen erhielten für die jeweiligen Fortbildungen Zertifikate und für ihre Mitwirkung am Programm einen Praktikumsnachweis.

2. Das Projektteam fertigte mit jedem/r TeilnehmerIn eine Liste möglicher Ausbildungsstätten an und wird auch in Zukunft mit Hilfe der regionalen Netzwerke versuchen, Berufsperspektiven für die MediatorInnen zu erschließen.

Geplant ist,

3. dass die Bundesagentur für Arbeit mit jedem/r TeilnehmerIn eine Berufsberatung bzw. ein Gespräch zur Berufsfindung durchführt und
4. interessierte MediatorInnen in berufliche Fördermaßnahmen der ARGE Duisburg eintreten.

Insbesondere die Zertifikate stellten sich als ein nicht zu unterschätzender Anreiz für die Jugendlichen heraus. Neben den Bewerbungstrainings wurden erste Schritte unternommen, um die TeilnehmerInnen auf den Arbeitsmarkt vorzubereiten. Erfreulicherweise konnten z. B. bereits zwei Schulungsteilnehmer aus Duisburg-Hamborn in eine Ausbildungsstelle vermittelt werden.

Darüber hinaus sollen im Verlauf die Eltern in den Schulungsprozess einbezogen werden. Allerdings stellte sich aufgrund verschiedener Probleme diese Absicht bisher als von den Jugendlichen unerwünscht heraus. Sie wäre daher auch kontraproduktiv gewesen. Deshalb wurde von der elterlichen Einbeziehung zunächst Abstand genommen. Das wird weiter unten noch näher erläutert.

Neben den Schulungen erfolgte eine wissenschaftliche Begleitung des Projekts, die vor allem dazu dienen sollte, folgende zentrale Fragen zu beantworten:

- Welchen Beitrag leistet *peer education* zur Gewaltprävention bei jungen Migranten?
- Ist *MIND* ein geeignetes Mittel zur langfristigen Gewaltprävention?
- Können MediatorInnenprogramme die berufliche Integration der beteiligten Jugendlichen verbessern?
- Welche Jugendlichen eignen sich besonders als MediatorInnen?
- Welche Besonderheiten müssen bei MediatorInnenprogrammen mit Migranten beachtet werden?
- Wie kann man durch MultiplikatorInnenschulungen wirtschaftliche, kulturelle und soziale Ressourcen auf Seiten der Migranten mobilisieren und schaffen?

Im Rahmen der wissenschaftlichen Begleitung wurden die TeilnehmerInnen ausführlich zu ihren eigenen Einstellungen sowie den Einstellungen im Freundeskreis in Bezug auf Gewalt und Konflikte befragt. Neben Denkmustern wurde auf die Erwartungen, Erfahrungen und Veränderungen durch das Programm eingegangen. Folgende Fragestellungen standen im Vordergrund:

- Wie beurteilen die MediatorInnen die angebotenen Fortbildungsmodule?
- Wie bewerten die MediatorInnen ihren Einfluss auf die *peer group* vor, während und nach dem Projekt?
- Kommt es aus Sicht der MediatorInnen zu einer spürbaren Verringerung der internen und externen Konflikte der *peer group*?
- Kommt es aus Sicht der MediatorInnen bei den Mitgliedern ihrer *peer group* zu merklichen Verhaltensänderungen hinsichtlich Gewalt legitimierender Handlungsoptionen?
- Fühlen sich die MediatorInnen vom Projektteam gut betreut?
- Welchen Einfluss hat das Projekt auf das Verhältnis der MediatorInnen zu ihren Eltern?

Die Befragung der MediatorInnen war als Panel-Befragung mit vier Befragungszeitpunkten geplant. In der Feldphase mussten wir allerdings das weitere Vorgehen ändern, wie noch später erläutert wird. Um sich ein möglichst objektives Bild über die Effektivität des Programms machen zu können, wurden darüber hinaus *teilnehmende Beobachtungen* durchgeführt. Hierbei sollte es nicht um die Kontrolle der MediatorInnen gehen, sondern darum, einen Eindruck davon zu erhalten, inwieweit das Angebot von den *peers* angenommen wird bzw. welche MultiplikatorInneneffekte erzielt werden. Konkret wurde mit Hilfe der Feld- und Gesprächsprotokolle überprüft, ob es zu einer nachhaltigen Verringerung von Konflikten bzw. erkennbaren Verhaltensänderungen bei den Jugendlichen gekommen ist. Zudem lässt sich mit Hilfe der Protokolle die positive Entwicklung des Vertrauensverhältnisses zwischen den Jugendlichen und dem Projektteam nachzeichnen.

2. Arbeitsschritte und Abweichungen vom Arbeitsplan

In diesem Teil des Berichts soll zunächst dargestellt werden, welche Arbeitsschritte planmäßig erfolgten. Darüber hinaus wird dazu Stellung genommen, warum es zu bestimmten Abweichungen vom ursprünglichen Konzept kam. Zu diesem Zweck soll zunächst der ursprüngliche Ablaufplan in Erinnerung gerufen werden.

Phase I (Vorfeldphase)

In der Vorfeldphase wurden die Ergebnisse nationaler und internationaler Programme zum Thema Gewaltprävention (bei jungen Migranten) ausgewertet. Des Weiteren erfolgte eine Auswertung von Statistiken, Medienberichten und wissenschaftlichen Befunden zum abweichenden und kriminellen Verhalten bei türkischen, arabischen und russland-deutschen Heranwachsenden. Überdies wurden Sozialraum- und kriminalgeografische Analysen durchgeführt, um geeignete Einsatzfelder für die MediatorInnen zu identifizieren.

Ein weiterer Schritt bestand in der Suche nach geeigneten Kooperationspartnern und in der Konzepterstellung, insbesondere was die Entwicklung des Fortbildungsprogramms für die MediatorInnen anbelangt. Auch galt es, das methodische Design für die wissenschaftliche Begleitung zu erarbeiten.

Die Vorfeldphase wurde bereits vor dem offiziellen Projektbeginn abgeschlossen.

Phase II (Vorbereitungs- und Schulungsphase)

Im ersten Abschnitt des Projekts waren sowohl die Rekrutierung der MediatorInnen, einschließlich Auswahlgespräche, als auch deren Schulung in *Interkulturellem Dialog mit Jugendlichen*, *Krisenintervention* und *MIND* vorgesehen. Neben den theoretischen und methodischen Inhalten sollten praktische Übungen sowie Treffen mit Akteuren verschiedener Institutionen – z.B. Polizei – stattfinden, um wechselseitig die jeweiligen Denk- und Handlungsweisen kennen zu lernen. Den Eltern der potenziellen MediatorInnen sollte das Projekt im Rahmen einer Informationsveranstaltung vorgestellt werden.

Schließlich sollten in diesem Projektabschnitt die ersten Befragungen der MediatorInnen durchgeführt werden.

Phase III (Einsatzphase)

Der Kern des Projekts bestand im Einsatz der MediatorInnen. Unter wissenschaftlicher Begleitung sollten die TeilnehmerInnen die Inhalte der Schulung umsetzen. Um das zu gewährleisten, waren regelmäßige Supervisionen vorgesehen. Mit Ratschlägen und Hilfestellungen sowie gegenseitigem Austausch unter den Beteiligten sollte ein Rahmen geboten werden, um über verschiedene Erfahrungen und Schwierigkeiten sprechen zu können, aber auch um gemeinsame Lösungsansätze zu erarbeiten.

Bestandteile dieser Einsatzphase sollten neben weiteren Fortbildungsveranstaltungen für die TeilnehmerInnen und deren Eltern die dritte Befragung der Jugendlichen sowie die teilnehmende Beobachtung sein.

Phase IV (Abschlussphase)

In der Abschlussphase sollten die Ausgangsbefragung der MediatorInnen erfolgen und der Endbericht erstellt werden. Zum Zwecke eines bilanzierenden Gedanken- und Erfahrungsaustausches war ein Workshop unter Beteiligung von PraktikerInnen und WissenschaftlerInnen am Ende der Projektlaufzeit vorgesehen.

Nach dem Abschluss sollte das Projekt in ein Regelangebot überführt werden, und zwar in zweifacher Weise: Einerseits sollte das bestehende Angebot an den zwei Schulungsstandorten weitergeführt werden, andererseits das Angebot auch an anderen Standorten vorgestellt und möglichst zeitnah implementiert werden. Dabei sollte es auch darum gehen, die MediatorInnen langfristig an diese Maßnahmen zu binden und ihnen über diesen Weg eine Berufsperspektive für die Zukunft zu eröffnen. Um die Überführung in das Regelangebot bzw. die Implementierung des MediatorInnenprogramms an anderen Standorten finanziell abzusichern, war geplant, einen weiteren Förderantrag zu stellen.

Die Ergebnisse und Erkenntnisse sollten dokumentiert werden, während die praxisorientierte Vorgehensweise neue empirische Befunde für die wissenschaftliche Diskussion erbringen und so den Austausch zwischen Forschung und Praxis intensivieren sollte. WissenschaftlerInnen sollten mehr über die Möglichkeiten und Wirkungsweise der Präventionsarbeit erfahren und Präventionsfachkräfte konkrete Ratschläge auf wissenschaftlich gesicherter Grundlage erhalten, nicht zuletzt darüber, wie Projekte effektiver geplant

werden können, um kommunalpolitisch umgesetzt zu werden und zu einer lebenswerten Gesellschaft beizutragen.

Abbildung 1: Zeittafel

Monat	Phase	
	I	• Zusammenstellung des Projektteams • Auswertung von Ergebnissen verschiedener Projekte zum Thema (Gewalt-)Prävention bei jungen Migranten • Auswertung von (statistischem) Material zu abweichendem und kriminellem Verhalten bei jungen Migranten (insbesondere türkische, russlanddeutsche und arabische Jugendliche) • Konzepterstellung • Auswahl der Einsatzgebiete • Intensivierung der Kontakte zu Schlüsselpersonen relevanter Institutionen und Einrichtungen.
1 2 3	II	• Rekrutierung potenzieller MediatorInnen • Auswahlgespräche mit den MediatorInnen • Elternabend • Schulung der MediatorInnen (<i>Krisenintervention, MIND, Interkultureller Dialog mit Jugendlichen</i>) • Erstellung des Fragebogens für die Eingangsbefragung • Durchführung der ersten Befragungen
4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21	III	• Einsatz der MediatorInnen (18 Monate) • Durchführung weiterer Schulungsmaßnahmen für die MediatorInnen (<i>Sucht, Erste Hilfe, Selbstbehauptungstraining</i> etc.) • Durchführung der Fortbildungsveranstaltungen für die Eltern • Monatliche Supervision • Regelmäßige teilnehmende Beobachtung der <i>peer groups</i> • Erstellung eines Zwischenberichts • Durchführung weiterer Befragungen
22 23 24	IV	• Durchführung der Ausgangsbefragung • Erstellung des Abschlussberichts • Erstellen des Förderantrags • Planung und Durchführung des Workshops

Im Folgenden soll dargestellt werden, welche Arbeitsschritte plangemäß erfolgten und welche verändert und den Gegebenheiten angepasst werden mussten. Das Projekt startete

im November 2007 und endete nach seiner 24-monatigen Förderdauer Ende Oktober 2009.

Planmäßig wurden folgende Arbeitsschritte durchgeführt:

Durchführung von Schulungen zu/in:

⇒ **Interkultureller Dialog (beide Gruppen)**

- Entstehung von Meinungen, Vorurteilen und Stereotypen
- Funktion von Vorurteilen/Stereotypen
- Auseinandersetzung mit Vorurteilen und Stereotypen
- Was ist Fremdartigkeit? Minderheiten, Randgruppen, Subkulturen, Kontrakulturen, Funktion von Sprache, Bedeutung von Macht, Rolle von Gewalt, Abweichendes Verhalten von (ethnischen) Minderheiten: Mythen und Wirklichkeit
- Grund- und Menschenrechte, Umgang mit „Dilemmasituationen“, Demokratische Konfliktlösung
- Gespräche und Begegnungen mit verschiedenen Kommissariaten der Duisburger Polizei

⇒ **MIND (s. Trainingshandbuch)**

Die Fortbildung *MIND* wurde aus Gründen, die noch näher erläutert werden, nur in Hamborn durchgeführt. In die Konzeption wurden die Bausteine Umgang mit eigenen Aggressionen, Sucht, Geschlechterrollen sowie Deeskalationstechniken integriert.

⇒ **Erste Hilfe**

Dieses Modul wurde den Jugendlichen an beiden Standorten angeboten und von einem erfahrenen Sanitäter durchgeführt. Das Angebot stieß jedoch bei den Jugendlichen in Homberg auf wenig Resonanz. Beim ersten Termin war nur ein Jugendlicher anwesend. Zum zweiten Termin erschienen sieben Jugendliche, erfolgreich beendet haben das Modul nur drei Jugendliche.

⇒ **Bewerbungstraining (durchgeführt in beiden Stadtteilen)**

Das Bewerbungstraining wurde in beiden Standorten von einer im Job Coaching ausgebildeten Sozialarbeiterin durchgeführt. Die Erfahrung zeigte jedoch, dass die Jugendlichen sich schon mit den einfachsten Grundregeln einer erfolgreichen Bewerbung schwer taten. Es wurde auch deutlich, dass die schulischen Grundlagen der Jugendlichen derart prekär sind, dass eine erfolgreiche Integration der Jugendlichen in den Ausbildungs- bzw. Arbeitsmarkt durch Medi.Peer allein nicht zu leisten ist und weiterer Kooperation mit städtischen und sozialen Einrichtungen bedarf.

⇒ Rekrutierung der TeilnehmerInnen mit Hilfe von Schulen und Jugendeinrichtungen

⇒ Eingangsbefragung

⇒ Ausgangsbefragung

⇒ Teilnehmende Beobachtung

⇒ Erstellung des Zwischen- und Abschlussberichts

Bei folgenden Arbeitsschritten erfolgten *Veränderungen* im Arbeitsplan:

- Reihenfolge der Schulungen. Es gibt nunmehr ein Gesamtkonzept *MIND*, das, unterteilt in verschiedene Module, einmal wöchentlich stattfindet. Eigenständiges Modul ist nur noch der Block *Erste Hilfe*. Das wöchentliche Treffen mit den Jugendlichen ist wichtig, um ein Vertrauensverhältnis zu ihnen aufzubauen. Das schließt nicht aus, dass nach Bedarf auch ein Blockseminar durchgeführt werden kann, was aber stark von der Konzentrationsfähigkeit der Jugendlichen abhängt.
- Fortbildungsveranstaltungen für die Eltern (entfiel; s. u.)
- Standardisierte Befragung der TeilnehmerInnen zu vier Zeitpunkten
- Durchführung von Auswahlgesprächen als Teil der Rekrutierung
- Supervision (anstatt der geplanten Supervision erfolgten wöchentliche Treffen mit allen Beteiligten während der Betreuungsphase der Jugendlichen)

Im Folgenden sollen diese Änderungen des Arbeitsplanes und des Vorgehens in verschiedenen Bereichen erläutert und begründet werden.

Zunächst stellte sich die Rekrutierung der TeilnehmerInnen als deutlich schwieriger heraus als erwartet. Trotz der zahlreichen Kontakte des Projektteams und der Vorgespräche mit Kontaktpersonen im Feld konnten die Schulungen erst im Oktober 2008 starten – also erst nach einem Jahr des Vorlaufs. Hauptgrund dafür war, dass geeignete Jugendliche – trotz vielfacher Versuche in alle Richtungen – nicht rekrutiert werden konnten. Nur mit Hilfe so genannter Schlüsselpersonen (oder *gate-keeper*) war es schließlich möglich, zwei Gruppen mit Jugendlichen zu gewinnen. Diese Schlüsselpersonen verbürgten sich praktisch für das Projektteam.

Die Rekrutierung der TeilnehmerInnen stellte eine der größten Herausforderungen des Projekts dar. Beispielsweise war es nicht möglich, Heranwachsende aus verschiedenen Cliques zur Teilnahme zu motivieren. Selbst ein Jugendlicher, dessen Eltern von Homberg nach Meiderich gezogen waren, konnte nicht motiviert werden, an den Trainingseinheiten der Gruppe in Hamborn teilzunehmen. Durch die schon erwähnten Restriktionen konnte das ambitionierte Ziel, Indikatoren für die Auswahl von MediatorInnen zu entwickeln, nur bedingt realisiert werden.

An dieser Stelle ergibt sich die Frage, ob es überhaupt möglich ist, Mitglieder verschiedener, gewaltbereiter Jugendcliques in einer Trainingsgruppe zu vereinen. Einmal von Ressentiments – sei es kultureller Art im Allgemeinen, seien es Vorbehalte, die sich gegenüber dem anderen Geschlecht aufbauen – abgesehen, ist zu überlegen, ob Einzelne das Erlernte in ihre *peer group* einbringen können oder an den verfestigten subkulturellen Vorstellungen der Gruppe, insbesondere was das Thema Gewalt anbelangt, scheitern. Ein negativer Gruppendruck dieser Art ließe sich natürlich dann am besten auffangen, wenn man die ganze Gruppe für eine Teilnahme gewinnen könnte. Das birgt allerdings die Gefahr in sich, dass die Gruppenhierarchie sich in die Trainingsgruppe überträgt, eine geschlechtliche und kulturelle Heterogenität deutlich schwieriger zu erreichen ist, und negative Entwicklungen bei einzelnen TeilnehmerInnen eine Gruppendynamik entfalten könnten, die wiederum den Erfolg einer ganzen Trainingsgruppe in Frage stellt. Zwar kann die Gruppe auch positiv dahingehend wirken, einzelne Gruppenmitglieder, deren Einstellung

zur Fortbildung am Anfang noch diffus, wenn nicht gar ablehnend ist, zu motivieren, weiter an dem Training teilzunehmen. Es bleibt aber das Problem, wenn man eine schon bestehende Gruppe komplett in eine Trainingsgruppe überführt, dass den Trainern die Möglichkeit genommen wird, einzelne Jugendliche, die für ein solches Training augenscheinlich nicht geeignet sind, auszuschließen.

Das nächste Problem besteht darin, geeignete Jugendliche aus der Straßenkultur zu rekrutieren, die sich für einen längeren Zeitraum verpflichten, regelmäßig an den Schulungen teilzunehmen. Die Erfahrungen zeigen, dass das über Schulen oder Jugendeinrichtungen kaum zu bewerkstelligen ist. Erfolg hat man nur dann, wenn man Schlüsselpersonen findet, die nicht nur Kontakt zum Milieu haben, sondern auch bei den betreffenden Jugendlichen Respekt genießen. Medi.Peer gelang es schließlich, zwei solche Schlüsselpersonen zu finden und für das Projekt zu begeistern. Diese Kontakte waren nicht nur für den Aufbau beider Trainingsgruppen von Bedeutung, sondern sind auch für die geplante Fortführung der Medi.Peer-Schulungen in Duisburg entscheidend. Eine weitere Möglichkeit bestünde darin, selbst geeignete TeilnehmerInnen zu rekrutieren, was aber mit einem erheblichen zeitlichen Vorlauf und einigen Ungewissheiten verbunden wäre, da die Jugendlichen auf der Straße rekrutiert werden müssten, was wiederum voraussetzte, dass die Trainer in die Lage versetzt werden müssten, eine Vertrauensbasis zu den Jugendlichen aufzubauen.

Die nächste Frage, die sich erhebt, geht dahin, in welchem Stadium des abweichenden Verhaltens sich Jugendliche überhaupt befinden dürfen, um erfolgreich an einem Projekt wie Medi.Peer teilnehmen zu können. So ergab sich aus dem nicht frühzeitig erkannten Drogenproblem der Teilnehmergruppe in Homberg, dass diese Gruppe vorzeitig aufgelöst werden musste. Trotz mehrfacher Ansprache und Chancen waren die Teilnehmer nicht dazu bereit, zumindest einen Termin bei einer Drogenberatungsstelle wahrzunehmen, geschweige denn einen Drogenentzug durchzuführen. Besonders durch die teilweise drogenabhängigen Teilnehmer entstand eine Gruppendynamik, die schließlich keine Schulungsfortschritte mehr zuließ. Aus diesem Grund wurde auch das kostenintensive *MIND*-Training nicht mit diesen Jugendlichen durchgeführt, da davon auszugehen war, dass es zu diesem Zeitpunkt keine positiven Effekte hätte erzielen können.

Nach der Auflösung dieser Gruppe konnte allerdings noch eine weibliche Teilnehmergruppe in Duisburg-Meiderich aufgebaut werden, die zunächst nur aus drei Mädchen türkischer Herkunft bestand. Mittlerweile sind sechs Mädchen beteiligt, die weiterhin regelmäßig beschult werden. Seitens der Mädchen wurde inzwischen in Aussicht gestellt, dass sie noch weitere junge Frauen rekrutieren würden. Im September 2009 wurden zudem die Mädchen- und die Hamborner Jungengruppe erfolgreich zusammengeführt, was zur Motivation und Diskussionsbereitschaft aller Beteiligten beiträgt. Insgesamt werden am Standort Hamborn nun mehr als 20 Jugendliche weiterhin erfolgreich betreut und gefördert.

Daraus ergibt sich eine unter den gegebenen Umständen beachtliche Liste von SchulungsteilnehmerInnen:³

Hamborn:

- männliche türkischstämmige Jugendliche: 20
- weibliche türkischstämmige Jugendliche: 6

Homberg:

- männliche türkischstämmige Jugendliche: 4
- männliche irakische Jugendliche: 7
- männliche russlanddeutsche Jugendliche: 1
- männliche polnische Jugendliche: 1
- männliche libanesischen Jugendliche: 1
- männliche albanische Jugendliche: 1
- männliche zentralafrikanische Jugendliche: 1

Darüber hinaus nahmen fünf Jugendliche (drei Mädchen und zwei Jungen) von einem Gymnasium aus Moers an den Trainingseinheiten teil, die bereits an ihrer Schule an ei-

³ Zwecks Anonymisierung werden weder an dieser noch an anderen Stellen des Berichts die Namen genannt und andere Angaben über die Personen gemacht, die einen Rückschluss auf deren Identität zuließen. Wenn in den folgenden Ausführungen, insbesondere im Kapitel 4, einzelne Namen genannt werden, dann dient das nur der Illustration; es handelt sich nicht um die wahren Namen der Befragten.

nem Mediatorenprogramm gegen Gewalt teilgenommen hatten. Diese Jugendlichen sollten nicht nur in den Inhalten von Medi.Peer geschult werden, um sich künftig noch effektiver gegen Gewalt einzusetzen, sondern sie sollten auch die Gruppendiskussionen der Trainingseinheiten bereichern. Drei Jugendliche nahmen an den Schulungen in Hamborn teil und zwei Jugendliche in Homberg.

Die Rekrutierung von Mädchen stellte lange Zeit das größte Problem bei der Zusammenstellung der TeilnehmerInnengruppen dar. Das ist darauf zurückzuführen, dass es – auch nach Angaben der Duisburger Polizei – in der Stadt relativ wenige straffällige Mädchen gibt. Zudem bestand bei den im Laufe der Förderphase kontaktierten jungen Frauen kaum Bereitschaft, an einem Gewaltpräventionsprojekt teilzunehmen. Nur aufgrund fortlaufender lokaler Netzwerkarbeit war es möglich, mit Hilfe einer Gesamtschule in Meiderich eine Mädchengruppe zusammenzustellen.

Außer Frage steht auch die Einsicht, dass die Module nicht in dreitägigen Blockveranstaltungen vermittelt werden können. Durch die Verzögerung des Schulungsbeginns infolge der langen Rekrutierungsphase musste man vom ursprünglichen Zeitplan ohnehin teilweise abweichen. Hinzu kommt, dass sich die Absicht, zu viele Inhalte in den Schulungen an einzelnen Terminen vermitteln zu wollen, rasch als Problem herausstellte. Die Konzentrationsfähigkeit der TeilnehmerInnen stieß schnell an ihre Grenzen, so dass vom Plan der Blockveranstaltungen abgewichen werden musste und ein regelmäßiges, wöchentliches Programm eingerichtet wurde. Das steigerte nicht nur die Motivation der TeilnehmerInnen zum regelmäßigen Besuch, sondern kam auch ihrer Aufnahmefähigkeit entgegen. Aus praktischen Erwägungen und angesichts der Interessen und Vorkenntnisse der TeilnehmerInnen wurde auch die Reihenfolge verschiedener Schulungsbausteine verändert.

Der verspätete Beginn der Schulungen sowie die Umstellung des Schulungskonzepts haben allerdings zur Folge, dass das Projekt einer längeren Begleitung als der geplanten Laufzeit bedarf, wenn man alle Inhalte vermitteln, eine möglichst lange Betreuung der Heranwachsenden gewährleisten und entsprechend fundierte Erkenntnisse gewinnen will. Auch aus diesem Grund wurde ein Antrag auf Verlängerung des Projekts um ein Jahr gestellt.

Im Verlauf der Arbeit mit den Jugendlichen zeigte sich schnell, welche Schwierigkeiten einige TeilnehmerInnen damit hatten, regelmäßig zu Terminen zu erscheinen. Es ist ein Verdienst von Medi.Peer, dass auch diese Jugendlichen nach einer Anlaufphase weitgehend regelmäßig zu den Treffen erschienen. Das wurde einerseits dadurch erreicht, dass von Beginn an klare Absprachen getroffen wurden. Andererseits war die ständige Ansprache und Motivation durch die Schlüsselpersonen von Bedeutung. So ist eine zentrale Erkenntnis der ersten Förderphase, dass, wie der Standort Homberg zeigt, ein Problem darin besteht, wenn jugendliche Intensivstraftäter nur einmal pro Woche betreut werden. Das reicht nicht aus, um dauerhaft positiven Einfluss auf sie nehmen zu können. Demgegenüber war die Schlüsselperson in Hamborn täglich ansprechbar und bot den Jugendlichen einen Treffpunkt mit verschiedenen Freizeitangeboten. Entsprechende Infrastruktur und zeitliche Kapazitäten der Schlüsselpersonen sind für die Fortführung von Medi.Peer an verschiedenen Standorten unerlässlich.

Insbesondere in dieser Hinsicht stellte sich ein enormer Bedarf der Heranwachsenden heraus, klare Strukturen und Vorgaben sowie eine regelmäßige Anlaufstelle und zuverlässige Ansprechpartner vorzufinden. Das scheint für viele Heranwachsende eine neue Erfahrung gewesen zu sein, insbesondere in Homberg, wo die Jugendlichen – abgesehen von dem einmal in der Woche stattfindenden Medi.Peer-Training – sich sonst selbst überlassen waren. Die Supervision der TeilnehmerInnen wurde so, entgegen der ursprünglichen Planung, zu einer festen wöchentlichen Einrichtung, bei der die Mitarbeiter der Schulungsteams oft gleichzeitig als Sozialarbeiter, Psychologen und Lebensberater auftreten mussten. Dennoch reichte das Engagement der lokalen Schlüsselperson und des Projektteams nicht aus, um bei der Homberger Gruppe dauerhaft die erforderlichen Veränderungen zu initiieren und diese zu einem Drogenentzug zu veranlassen.

Wie schon erwähnt, traf das Team auf entschiedenen Widerstand bei dem Versuch, die Eltern einzubinden. Alle Jugendlichen äußerten von Beginn an den Wunsch, das nicht zu tun. Teilweise schienen sie sich für ihre Eltern aufgrund der prekären Lebensverhältnisse und der Drogenprobleme der Eltern zu schämen, teilweise wären die Eltern nicht erreichbar gewesen, da sie sich im Ausland oder im Gefängnis befanden. In anderen Fällen wären die Sprachbarrieren nach Angaben der Jugendlichen unüberwindbar gewesen. Insgesamt zeigten viele Einzelgespräche, welche enorme Bedeutung das Elternhaus für die de-

fizitäre Entwicklung der TeilnehmerInnen hatte. Paradoxerweise wurden die Ehre und das Image der Familie nach außen umso stärker verteidigt, je defizitärer die familiären Verhältnisse waren. Das diente den TeilnehmerInnen offensichtlich als Selbstschutzstrategie.

Insgesamt fungierten die Familien aller TeilnehmerInnen aus verschiedenen Gründen nicht als Stütze der Integration für die jungen Menschen, die man in die Schulungen hätte einbauen können. Sie entpuppten sich eher als ein Hemmnis, so dass von deren Einbindung rasch abgesehen wurde. Vor allem lernten die Jungen in den Familien keine Grenzen kennen, weil sie keine Sanktionen für ihr Handeln erfuhren oder weil die Eltern ein willkürliches und inkonsistentes Sanktionsverhalten zeigten, das für die Heranwachsenden weder Sinn stiftend war noch ihnen Respekt abverlangte. Grundsätzlich schien das Eltern-Kind-Verhältnis im Wesentlichen von Scham und nicht von Respekt geprägt zu sein, wie es die Jugendlichen nach außen hin immer vorzugeben versuchten, die dann allerdings durch ihre Taten keinen Respekt vor ihrem Elternhaus zeigten. Die Schlüsselpersonen und Projektmitarbeiter fungierten bald als Ersatzfamilien, an die sich die Heranwachsenden mit ihren Sorgen und Nöten wenden konnten und von denen sie Ratschläge und Zuspruch für ihre berufliche Zukunft erhielten.

Mit Blick auf die wissenschaftliche Begleitung erfolgten ebenfalls verschiedene Veränderungen. Zunächst wurde auf das Rekrutierungsgespräch verzichtet und stattdessen im Rahmen der beiden Schulungsstandorte ein Vorabtreffen organisiert, zu dem alle potenziellen TeilnehmerInnen erscheinen sollten, um das Vorhaben zu erläutern und die Teilnahmebereitschaft zu erhöhen. Es wurde rasch klar, dass ein Auswahlgespräch, das einzelne TeilnehmerInnen ausgeschlossen hätte, unter den gegebenen Umständen kontraproduktiv gewesen wäre. Das hätte zu einer unvorhersehbaren Gruppendynamik bis hin zu einem Teilnahmeboykott der ausgewählten Jugendlichen führen können.

Zudem stellte sich bereits das Ausfüllen des Eingangsfragebogens beim zweiten Treffen der Teilnehmergruppe⁴ als große Herausforderung für viele Jugendliche heraus. Neben sprachlichen Problemen offenbarte sich hier schon die geringe Konzentrationsfähigkeit

⁴ Diese Befragung wurde nur mit den männlichen Teilnehmern durchgeführt, da es anfangs noch keine weibliche Gruppe gab, die erst im Sommer 2009 aufgebaut werden konnte.

der Teilnehmer. Einige Heranwachsende quittierten das damit, dass sie beim nächsten Treffen der Gruppe fernblieben. Das Problem war nicht nur, dass sie sich vom Fragebogen überfordert fühlten, sondern auch, dass es eine ungewohnte und unerwartete Erfahrung für sie war, viele Dinge ihres Lebens und ihres Deliktverhaltens angeben zu sollen.

Die schriftliche Befragung stellte sich somit als ein wenig effektives Instrument bei dieser Klientel heraus, so dass alle weiteren Befragungen und Datenerhebungen qualitativ erfolgten. Neben den Jugendlichen wurden Experteninterviews mit lokalen Polizisten und den Schlüsselpersonen sowie einer Schulleiterin vor Ort, die die Jugendlichen kennen, sowie mit den Trainern von *MIND* durchgeführt.

3. Eingangsbefragung und teilnehmende Beobachtung

3.1 Soziodemografie, Schule und Elternhaus

An der ersten Befragung nahmen 25 Jugendliche teil. Allerdings füllten nur 23 Teilnehmer den Fragebogen so weit aus, dass ihre Daten in die Auswertung eingehen konnten. Die beiden anderen Jugendlichen hatten so große sprachliche Schwierigkeiten, dass es ihnen selbst unter Hilfestellung der Interviewer nicht möglich war, den Fragebogen innerhalb der gebotenen Zeit von zwei Stunden hinreichend auszufüllen.

14 Teilnehmer wurden am Standort Homberg befragt und gaben den Stadtteil auch als ihren Wohnort an. Neun Teilnehmer wurden am Standort Hamborn befragt und gaben ihn als ihren Wohnort an. Es wurde also an einem Standort die angestrebte Teilnehmerzahl fast erreicht, während sich in Hamborn zunächst nicht genügend Jugendliche fanden, die sich zu Mediatoren ausbilden lassen wollten. Das änderte sich allerdings nach ein paar Wochen. Durch die ersten Teilnehmer setzte eine Sogwirkung ein und so stießen weitere Jugendliche später zur Gruppe, auch weil sie von den Teilnehmern überzeugt wurden. Letzten Endes wurden an beiden Standorten mehr als jeweils 15 Jugendliche beschult.

Wie bereits beschrieben, hing die Zusammensetzung und Größe der Stichprobe vor allem mit den Standorten zusammen. Die Stichproben bestanden aus Heranwachsenden, die durch zwei Schlüsselpersonen gewonnen werden konnten. Schon sehr bald zeigte sich, dass die Rekrutierung der Jugendlichen eine der schwierigsten Aufgaben des Projekts war. Gezielte Ansprachen diverser Mitarbeiter von Schulen und Jugendeinrichtungen brachten nicht den gewünschten Erfolg. So konnten beispielsweise in Hagenshof, einem Stadtteil, in dem der Anteil russlanddeutscher Jugendlicher überdurchschnittlich hoch ist, kein einziger Jugendlicher rekrutiert werden. Auf Nachfragen bei den dort tätigen Sozialarbeitern wurde den Mitarbeitern mitgeteilt, dass zu der gewünschten Klientel kein Kontakt bestehe. Ähnlich sah es in anderen Stadtteilen aus. Im Rahmen der weiteren Projektarbeit wurde dann immer deutlicher, dass dieses Problem auch in anderen Stadtteilen bestand. Zwar gibt es zahlreiche Institutionen, die sich um die Belange von Jugendlichen in den einzelnen Quartieren kümmern. Bei näheren Recherchen ergab sich jedoch, dass Verbindungen zu den so genannten *Problemkids*, die im öffentlichen Raum durch sozial abweichendes, oftmals gewalttätiges Verhalten in Erscheinung treten, fehlten.

Wie schon erwähnt, konnten die Gruppen in Homberg und Hamborn nur durch die aktive Mitarbeit von Schlüsselpersonen rekrutiert werden. Positiv war, dass allein hierdurch eine Anzahl von Jugendlichen für das Projekt interessiert werden konnte. Nachteilig war, dass es sich um relativ homogene Gruppen handelte, eine Auswahl somit nicht möglich war. Ein Ausschluss Einzelner hätte wahrscheinlich zur Folge gehabt, dass die ganze Gruppe dem Projekt skeptisch gegenüber gestanden hätte. Hinzu kamen kulturelle Effekte. So bestanden die Gruppen ausschließlich aus männlichen Jugendlichen. Die Rekrutierung weiblicher Interessierter war praktisch unmöglich.

Das hat seinen Grund darin, dass im engeren Zirkel der von der Projektgruppe anvisierten Gruppen Mädchen keine Rolle spielen. Sie finden sich allenfalls im erweiterten sozialen Umfeld der Jugendlichen. Des Weiteren werden Mädchen, die auf der Straße einen gewissen „Ruf“ genießen, selbst von unserer Klientel abgelehnt bzw. nicht als gleichwertige Gesprächspartner akzeptiert. Hier kommt sowohl der Faktor „Geschlecht“ als auch die „Akzeptanz im sozialen Milieu“ zum Tragen. So war am Standort Hamborn die Rekrutierung von türkischstämmigen Mädchen schon allein deshalb nicht möglich, weil der türkische Kulturverein, in dem die wöchentlichen Schulungen durchgeführt wurden, nur von (jungen) Männern besucht wurde. Auch wenn es kein offizielles Verbot für Mädchen gab, die im Kulturverein etablierte Jugendeinrichtung zu nutzen, fanden sich dort im Rahmen des freien Angebots keine Mädchen ein. Anscheinend halten es viele türkische Eltern nach wie vor für unangemessen, wenn ihre minderjährigen Töchter Orte aufsuchen, an denen sich auch gleichaltrige Jungen zusammenfinden. Dieses Thema wurde in den wöchentlichen Trainings häufig mit den Jugendlichen diskutiert. Auch die jungen Teilnehmer beklagten, dass ihnen aufgrund der oben geschilderten Umstände der Kontakt zum anderen Geschlecht erschwert werde.⁵ Sie führten das ebenfalls auf kulturelle Besonderheiten der türkischen Gemeinde zurück.

Solche Ausschlussprozesse spiegeln sich zudem in der ethnischen Struktur der Besucher der einzelnen Einrichtung wider. Alle Mediatoren in Hamborn waren türkischer Herkunft – mit beiden Elternteilen aus dem Geburtsland Türkei. Nur ein Teilnehmer gab an, inzwi-

⁵ Insofern kann die Tatsache, dass im September 2009 die Mädchengruppe aus Meiderich mit der Hamborner Gruppe in dieser Jugendeinrichtung zusammengeführt wurde, als sehr positiv gewertet werden.

schen den deutschen Pass zu besitzen. Die Gruppe verstand sich als mehr oder weniger eingeschworene Clique, die ihren Stadtteil „kontrolliert“. Somit wurde auch das Sampling-Kriterium nicht realisiert, junge *peer leader* aus verschiedenen Jugendgruppen zu rekrutieren. Es war deshalb zum Zeitpunkt der Eingangsbefragung unklar, inwiefern die Teilnehmer die erlernten Kenntnisse und Kompetenzen später an Freunde weitergeben würden. Mittlerweile zeigt sich jedoch, insbesondere bei der Hamborner Gruppe, in dieser Hinsicht ein beachtlicher positiver Trend. Teilweise haben sie auch bereits kritische Situationen gemeistert, an denen auch Jugendliche anderer Ethnien beteiligt waren.

Die Gruppe in Homberg war hingegen deutlich gemischter, was die ethnische Zusammensetzung anbelangt. Nicht nur gaben sieben Teilnehmer an, den deutschen Pass zu besitzen, es gab auch eine Streuung von vier türkisch- und sechs arabischstämmigen Jugendlichen sowie einen gebürtigen Polen, einen Albaner und einen Zentralafrikaner.⁶ Hinzu kam ein russlanddeutscher Jugendlicher, der aber erst nach der Befragung zur Gruppe gestoßen war.

Bei den Teilnehmern in Homberg handelte es sich um Jugendliche, die in der Vergangenheit durch unzählige Delikte aufgefallen waren. Das erklärt, warum es sich bei einem Großteil der Homberger Gruppe um so genannte jugendliche Intensivstraftäter (JIT) gehandelt hatte. Wenn sie sich nicht bereits aus der Zeit ihrer kriminellen Vorgeschichte kannten, da sie damals verschiedenen Cliquen angehört hatten, lernten sie sich spätestens bei den vorherigen Schulungen kennen. Der Organisator jener Schulungen hob mehrfach den Nutzen der bereits erfolgten Schulungen hervor, die es Medi.Peer deutlich erleichtern würden, mit den Heranwachsenden zu arbeiten, da diese zuvor eine deutlich geringere Konzentrations- und Reflexionsfähigkeit besessen hätten. U. a. wurde ein erstes Anti-Aggressions-Training angeboten, und die Schlüsselperson konnte darauf verweisen, dass sich viele Teilnehmer bereits auf dem Wege der gesellschaftlichen Integration befanden, deutlich seltener auffällig seien als früher und sich aktiv um Ausbildungs- und Arbeitsplätze bemühten.

⁶ Dieser Gruppe gehörte auch ein Russlanddeutscher an, der allerdings am Tag der Befragung nicht anwesend war.

Mit Blick auf den Migrantenstatus der Teilnehmer ist darauf hinzuweisen, dass nur sieben von ihnen selbst nach Deutschland eingereist sind. Die meisten wurden in Deutschland geboren. Und von denjenigen, die einreisten, war nur einer bei der Ankunft bereits zehn Jahre alt. Die anderen waren zwischen zwei und fünf Jahre alt. Der bereits angesprochene Mangel an Sprachkompetenzen, der sich bei der Beantwortung des Fragebogens bei verschiedenen Teilnehmern offenbarte, ist also nicht auf die geringe Verweildauer und die eingeschränkte Möglichkeit, in der Schule ausreichend Deutsch zu lernen, zurückzuführen. Andere Faktoren in der schulischen Karriere und im Lernumfeld der Befragten haben dieses Defizit entscheidend begünstigt.

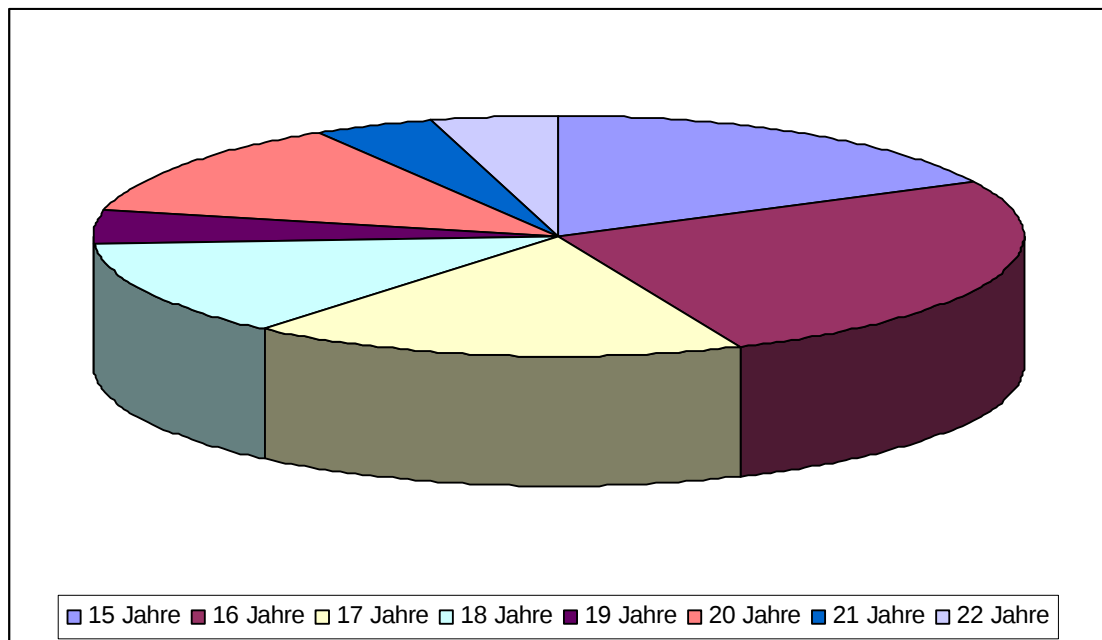
Was die Sprachkenntnisse anbelangt, offenbarte sich im Training ein weiteres Problem. Anders als von den Projektverantwortlichen vermutet, waren die Sprachdefizite teilweise so gravierend, dass die Trainer bei dem einen oder anderen Teilnehmer Zweifel hegten, ob die anvisierten Inhalte auch vermittelt werden könnten. Generell zeigte sich in den wöchentlichen Trainingseinheiten das Problem, dass die Jugendlichen auch während der Sitzungen dazu neigten, zwischen der deutschen Sprache und ihrer Heimatsprache hin und her zu wechseln, obwohl man sich auf die Regel verständigt hatte, dass im Training ausschließlich Deutsch gesprochen werde. Auch fiel im Rahmen der *teilnehmenden Beobachtung* auf, dass die Jugendlichen sich untereinander häufig in ihrer Muttersprache unterhielten, was nicht dazu beitrug, die deutschen Sprachkenntnisse zu verbessern.

Bei der Altersverteilung der Beteiligten zeigte sich, dass einige Teilnehmer die geplante Altersobergrenze von 17 Jahren überschritten. Auch wenn die höchsten Teilnehmerzahlen in den Altersstufen 15 (17,4%), 16 (26,1%) und 17 (17,4%) erreicht wurden, waren knapp 40% der Mediatoren zwischen 18 und 22 Jahre alt. Zumal sich die älteren Teilnehmer insbesondere am Standort Homberg befanden – der Altersdurchschnitt dort betrug 18,4 Jahre im Vergleich zu 15,8 Jahre in Hamborn –, verwundert es nicht, dass diese bereits weiter in ihrer Suche nach Ausbildungs- und Arbeitsplätzen waren und sich schon eher vom abweichenden Verhalten abgewendet hatten. In der kriminologischen Forschung wird immer wieder betont, dass Straßenkriminalität häufig nur ein Jugendphänomen sei, das am Ende der Adoleszenz deutlich nachlasse (vgl. Albrecht 2002).

Einige Teilnehmer in Homberg hatten das kritische Alter jedoch noch nicht überschritten und zeigten ein ausgeprägtes kriminogenes - und Gewaltpotenzial. Das schlug sich u. a. darin nieder, dass bei Einigen Anklagen und Gerichtsverhandlungen anstanden und Andere trotz der Teilnahme am Programm erneut auffällig wurden und dafür Anzeigen erhielten. Das unterstreicht einerseits die Notwendigkeit von gezielter Unterstützung und Förderung und andererseits, dass Medi.Peer in einigen Aktionsbereichen erweitert werden muss und insbesondere *high-risk youths* einer längerfristigen und intensiveren Förderung bedürfen. Auf diesen Punkt wird später noch einmal näher eingegangen.

Es stellt sich die berechnete Frage, warum die älteren Jugendlichen nicht von vornherein vom Projekt ausgeschlossen wurden. Die Projektgruppe hat sich dagegen entschieden, weil sie befürchtete, dass ein Ausschluss bestimmter Personen, wie schon angedeutet, dazu führen könnte, dass sich auch die übrigen Jugendlichen vom Projekt distanzieren. Das galt auch für die Nationalität. So hätte ein Ausschluss des schwarzafrikanischen Heranwachsenden ebenfalls die Akzeptanz der Trainer in diesem relativ frühen Stadium des Projekts beschädigen können.

Abbildung 2: Altersverteilung der Teilnehmer



Es lohnt sich aber auch ein Blick auf die schulische Situation der Teilnehmer: Knapp die Hälfte besuchte noch eine Schule. Nur einer von diesen ging auf ein Gymnasium und drei auf eine Gesamtschule, sechs auf eine Hauptschule und einer auf eine Sonderschule. Nur einer strebte das Abitur an, die anderen setzten sich einen Abschluss nach der neunten oder zehnten Klasse zum Ziel. Ähnlich sah es bei denen aus, die bereits die Schullaufbahn beendet hatten, da nur drei von ihnen die Mittlere Reife erreicht hatten, hingegen vier einen Hauptschulabschluss nach der neunten Klasse und fünf nach der zehnten Klasse. Wenn man sich die Ergebnisse von schulischen Leistungserhebungen wie PISA vor Augen führt, könnte eine Erklärung für die mangelhafte Sprachkompetenz, die sich beim Ausfüllen der Fragebögen durch die Mediatoren zeigte, auch in Versäumnissen liegen, die flächendeckend bei sozial benachteiligten Jugendlichen in Deutschland auftreten, die Sonder- und Hauptschulen besuchen.

Ein weiterer Grund dürfte, wie erwähnt, in der mangelnden Sprachförderung im Elternhaus liegen, da die Teilnehmer in den Schulungen und Einzelgesprächen wiederholt von elterlicher Vernachlässigung berichteten. Als fataler Freispruch erweist sich der immer wiederholte Hinweis, dass die Bildung der Kinder vorzugsweise eine Aufgabe des deutschen Bildungssystems sei, wenn man zu Hause meistens die Sprache des Herkunftslandes (türkisch, arabisch) sprach, auch wenn darin viele Teilnehmer nur über eine geringe Lese- und Schreibkompetenz verfügten. Sie haben die Muttersprache zwar im Elternhaus und in ihrem sozialen Umfeld erlernt, aber kaum in Sprachkursen weiter vertieft.

Das Elternhaus kann bei knapp 80% der Befragten zumindest insofern als intakt bezeichnet werden, als deren Eltern verheiratet sind. In einem Fall war ein Elternteil gestorben, bei den Restlichen waren die Eltern geschieden. Nur ein Befragter war Einzelkind, die Mehrheit hatte ein bis drei Geschwister. In zwei Fällen waren sogar sieben bzw. acht Geschwister vorhanden. Fast alle Befragten wohnten noch bei den Eltern.

Das Verhältnis zu den Eltern wird ganz unterschiedlich beschrieben. Insgesamt entsteht jedoch der Eindruck, dass die Befragten zwar nicht immer der gleichen Meinung wie die Eltern sind und dadurch Reibereien entstehen können, dass sie sich jedoch grundsätzlich auf diese verlassen. Auch wenn sich beispielsweise nur rund 15% mit Problemen an ihre Eltern wenden würden, geben alle Befragten an, dass diese sich um sie kümmern und

sich 60% im Elternhaus rundum wohl fühlten. Als problematische Zustände im Elternhaus nennen allerdings 15,3% häusliche Gewalt, 14,3% andere Formen von Reibereien, 15,3% gegenseitiges Anschreien und Beschimpfen und 9,5%, dass die Eltern zu kritisch seien. Zudem bezeichnet knapp ein Drittel die Eltern als zu streng, wohingegen 10% kritisieren, dass diese kein ausreichendes Durchsetzungsvermögen hätten, so dass von verschiedenen Ursachen auszugehen ist, warum sich ein Teil der Heranwachsenden bewusst gegen die Erwartungen der Eltern richtet. Insgesamt erklären dennoch 40% der Befragten die Absicht, ihre Kinder später einmal ebenso zu erziehen, wie sie erzogen worden seien.

3.2 Wohnumfeld und interethnische Kontakte

Von ihrem Wohnumfeld zeichnen die Mediatoren ein eher pessimistisches Bild: Sie beschreiben eine angespannte aggressive Lage. Die Hälfte der Befragten gab an, dass sich die wirtschaftliche Lage der Bewohner in ihrem Stadtteil verschlechtert habe und sich insbesondere für Jugendliche die beruflichen Perspektiven verschlechtert hätten. Zudem nahm knapp die Hälfte der Befragten wahr, dass Streitigkeiten in der Öffentlichkeit ebenso zugenommen hätten wie Einbruch und Diebstahl. Vier von zehn gaben an, dass es mehr Gewalt gebe. Rund ein Drittel kritisierte zudem die Infrastruktur an lokalen Freizeitangeboten für Jugendliche und dass es zu wenig Sozialarbeiter gebe, an die man sich bei Problemen wenden könne.

Diese Aussagen decken sich insbesondere mit unseren Eindrücken, was die Lage in Homberg betrifft. Die von uns betreuten Jugendlichen hatten – nimmt man einmal die Schlüsselpersonen aus – keinerlei Ansprechpartner, weder Sozialarbeiter in öffentlichen Einrichtungen noch *street worker*. In den meisten Einrichtungen oder Geschäften hatten sie zudem aufgrund ihrer kriminellen Vorgeschichte Hausverbot. Ihr Aktionsfeld beschränkte sich somit vornehmlich auf die Straße und das dann den ganzen Tag, nur unterbrochen durch den (gelegentlichen) Besuch der Schule. Das „Abhängen“ mit der Gruppe im eigenen Territorium war somit integraler, teilweise ausschließlicher Bestandteil des Alltags der Jugendlichen.

Wenn man Muster hinsichtlich der intra- und interethnischen Kontakte und Einstellungen sucht, gilt es zu bedenken, dass es sich beim Großteil der Mediatoren um türkisch- und

arabischstämmige Heranwachsende handelt. Erwartungsgemäß wurde die eigene Ethnie von den Befragten jeweils positiver beurteilt als andere und eine größere intrakulturelle Nähe konstatiert. Abbildung 3 bietet einen Einblick in die entsprechenden Einstellungen.

Abbildung 3: Intra- und interethnische Verhältnisse (Angaben in Prozent)

	Deutsche	Russlanddeutsche	Türken	Araber
Die kann ich mir als Freunde vorstellen.	73,9	65,2	82,6	60,9
Die haben ganz andere Einstellungen als wir, und ich verstehe die nicht.	34,8	43,5	8,7	13,0
Die passen nicht zu mir, und wir gehen uns aus dem Weg.	13,0	13,0	17,4	8,7
Das sind unsere Feinde.	8,7	30,4	4,3	8,7
Die sind feige.	43,5	17,4	8,7	13,0
Die rufen schon bei Kleinigkeiten die Polizei.	87,0	8,7	4,3	8,7

Es ist interessant, dass sich viele Befragte deutsche Freunde vorstellen können, obwohl die Mehrheit Kontakte zur eigenen ethnischen Gruppe bevorzugt. Zugleich kritisieren sie die kulturellen Differenzen, was Einstellungen, Mut und die Bereitschaft zur Inanspruchnahme der Polizei in alltäglichen Situationen bei „den Deutschen“ anbelangt. Insbesondere Letzteres sticht im Vergleich zu anderen Ethnien hervor, so dass die Befragten den Eindruck zu haben scheinen, dass sich das Anzeigeverhalten zwischen Deutschen und Migranten deutlich unterscheide. Gerade aus der Sicht von auffälligen Jugendlichen sollte das ein Indiz für ein angespanntes Verhältnis zur Aufnahmegesellschaft sein. Es steht vor allem im Widerspruch dazu, sich diese als Freunde vorstellen zu können. Das Vorurteil, „der Deutsche“ sei feige und rufe bei „jeder Kleinigkeit“ die Polizei, fand oft Bestätigung auch in den wöchentlichen Diskussionen. So empfanden die meisten Jugendlichen es nicht nur legitim, gewisse Konflikte, teilweise auch mit Gewalt und ohne die Einschaltung staatlicher Instanzen, zu lösen. Ja, es rief auch Unverständnis hervor, wenn man sich anders verhalte und auf Gewalt bzw. eine informelle Lösungsstrategie verzichte.

Aus dem Feldtagebuch:

„Im wöchentlichen Training berichtet ein türkischer Jugendlicher von einem Konflikt mit einem türkischen Mädchen. Dieses habe in der Schule seine Schwester beleidigt und bedroht. Als älterer Bruder fühlte sich der Jugendliche nunmehr ‚verpflichtet‘, den Konflikt zu ‚lösen‘, d.h. für seine Schwester einzutreten. Also begab er sich zur Schule seiner Schwester, fing die Kontrahentin ab und traktierte sie mit einem Schwall von Beleidigungen. Bei der Nachbearbeitung des Vorfalls wurde der Jugendliche von einem Trainer gefragt, was die älteren Mitglieder seiner Familie denn zu seiner ‚Lösungsstrategie‘ gesagt hätten. Der Jugendliche antwortete darauf, dass sein Onkel ihn verprügelt hätte, wenn er sich nicht in dieser Art und Weise für das Familienmitglied eingesetzt hätte.“

Dieses Beispiel, und hiervon gibt es viele, dokumentiert den Erwartungsdruck, unter dem die Jugendlichen teilweise stehen. Die Verteidigung einer diffusen Vorstellung von Ehre ist im Bewusstsein der männlichen Jugendlichen äußerst präsent. Dabei muss ein solches Vorgehen nicht unbedingt explizit vom sozialen Nahraum eingefordert worden sein, dennoch ist sie im Verhalten der männlichen Jugendlichen tief verankert. Häufig wird dieser Umstand von den Jugendlichen dahingehend instrumentalisiert, dass die Beleidigung der Familie einem Kontrahenten gar keine andere Wahl lässt, als diese Missachtung zu ahnden. So meinte ein Jugendlicher, dass er, wenn er sich prügeln wollte, einfach die Familie ihm bekannter Gleichaltriger beleidigt hätte, womit die Schlägerei ohnehin vorprogrammiert wäre.

Diese interkulturellen Differenzen erschweren auch die Bildung heterogener Gruppen. Wohl auch deshalb, weil Russlanddeutsche, entgegen der ursprünglichen Planung von Medi.Peer, kaum als Mediatoren rekrutiert werden konnten und somit nur Jugendliche vertreten waren, die eher als Rivalen in Frage kamen, fielen die Angaben zu dieser Migrantengruppe besonders negativ aus. Mehr als ein Drittel schloss nämlich Freundschaften mit Russlanddeutschen vollkommen aus und 43,5% merkten unüberwindbare kulturelle Unterschiede zwischen den Einstellungen dieser Zuwanderer und der eigenen Gruppe an. Knapp ein Drittel ging sogar so weit, sie als „Feinde“ zu bezeichnen.

Diese Ergebnisse zeigen auf, wie fruchtbar es für die interkulturellen Einstellungen und Kontakte der Teilnehmer ist, nicht nur Schulungen zu interkultureller Kompetenz anzubieten, sondern auch die angestrebte ethnische Mischung aus russlanddeutschen sowie türkisch- und arabischstämmigen Heranwachsenden zu realisieren, um direkt an der Überwindung der Spannungsverhältnisse zwischen den Migrantengruppen arbeiten zu können. Darüber hinaus offenbaren die Aussagen über die Türken intraethnische Spannungen.

gen, da selbst einige türkischstämmige Jugendliche berichten, dass sie anderen Türken aus dem Weg gingen. Nur Wenige gingen so weit, das als Feindschaft zu beschreiben, aber es ist aus der kriminologischen Forschung über Jugendliche aus dem Milieu der Straßenkultur hinlänglich bekannt, dass neben inter- oftmals auch intraethnische Konflikte auftreten (vgl. Zdun 2007a). Im Wettbewerb um Anerkennung und Ressourcen geht es oftmals nur zweitrangig um ethnische Komponenten, sondern vielmehr um Selbstinszenierung und die Dominanz in Territorien, so dass auch Konflikte zwischen rivalisierenden Gruppen der gleichen Ethnie auftreten können.

3.3 Freundeskreis und Drogenkonsum

Mehr als 80% der Befragten berichteten, dass sie einen festen Freundeskreis hätten, wohingegen nur eine Minderheit einer eher offenen Clique angehörte und sich häufig mit unterschiedlichen Gleichaltrigen traf. Das könnte u. a. durch die relativ geringe räumliche Mobilität begründet sein, über die viele sozial benachteiligte Heranwachsende verfügen. Cliquen dienen dann einerseits dazu, die Freizeit gemeinsam zu gestalten oder um einfach nur zusammen „abzuhängen“. Andererseits ist die Gruppe ein Garant für die Aufwertung des eigenen Selbstbildes. Das wird dadurch dokumentiert, dass knapp drei Viertel der Interviewten ein starkes Überlegenheitsgefühl mit der Gruppe assoziieren – nach dem Motto: „Wenn wir auf der Straße sind, weichen uns andere aus Angst aus.“ Stärke und Anerkennung werden – wie für die *street corner society* typisch – über Dominanz und Angst definiert.

Im Training zeigt sich dann, dass die Jugendlichen häufig den Fehler begehen, Angst mit Respekt zu verwechseln. So wurde in den wöchentlichen Gesprächen von den Jugendlichen häufig betont, dass andere Gleichaltrige, aber auch ältere Bürger Respekt vor ihnen hätten. Die Nachfrage der Trainer, ob es sich hierbei nicht weniger um Respekt, als vielmehr um Angst handele, die andere Bürger dazu bewege, die (räumliche) Nähe zu den Jugendlichen zu meiden, irritierte die Jugendlichen.

Aufschlussreich war in diesem Zusammenhang auch die Konfrontation mit „normalen“ Jugendlichen. So wurden in beiden Gruppen Schülerinnen und Schüler einer Gesamtschule aus Moers integriert, die sich für Medi.Peer interessierten. Dabei handelte es sich

um drei weibliche und zwei männliche Jugendliche türkischer Herkunft im Alter zwischen 15 und 17 Jahren. Ein entscheidender Unterschied zu den Jugendlichen bestand „nur“ darin, dass sie aus einem anderen Milieu kamen. Aber allein dieser Umstand trug wesentlich dazu bei, dass sich zwischen den „Internen“ und „Externen“ über die Dauer des Trainings hinweg keine soziale Beziehung aufbauen konnte. Das Ziel der Trainer, positive biografische Gegenentwürfe zu präsentieren, konnte nicht im erwünschten Ausmaß realisiert werden.

Woran das lag, darüber mag man spekulieren. Gerade die weiblichen Teilnehmer aus Moers befremdete das *Macho-Gehabe* der jungen Männer aus Hamborn und Homberg. Zwar war ihnen das auch aus ihrem sozialen Kontext bekannt, jedoch nicht in dieser Art und in diesem Ausmaß. Darüber hinaus mag auch die Ziellosigkeit, mit der die Teilnehmer aus Hamborn und Homberg in den Tag hinein lebten, bei den Jugendlichen aus Moers Befremden ausgelöst haben. Häufig entwickelten sich im Training heftige Diskussionen zwischen den Teilgruppen, bei denen sich zeigte, dass den Jugendlichen aus Hamborn und Homberg doch ein gehöriges Quantum an Selbstreflexion fehlte. Für das eigene Versagen wurden nicht selten „Andere“ verantwortlich gemacht, seien es die Unzulänglichkeit der Lehrer und Sozialarbeiter oder die mangelnde Bereitschaft einer Gesellschaft, die Jugendliche wie sie ablehnen würde. Der Vorwurf der Moerser Jugendlichen, das eigene Verhalten zu wenig zu hinterfragen bzw. in einen Bezug zu den Vorbehalten der Aufnahmegesellschaft zu setzen, führte regelmäßig zu Irritationen. Kurz gesagt, Selbstkritik ist bei der von uns anvisierten Gruppe nicht gerade eine Stärke.

Erklärtes Ziel von Medi.Peer ist es auch, solche Denkanstöße zu geben und daraus folgend entsprechende Wandelstrategien einzuleiten. Darüber hinaus sollen sich die Jugendlichen kritisch mit dem Thema „Gewalt“ auseinandersetzen. Denn hierzu berichtete nur ein Viertel der Teilnehmer, dass man in Konflikten vorzugsweise erst einmal mit der Gegenseite rede, um Streitigkeiten beizulegen. Deshalb erklärte wohl auch nur ein Drittel der Befragten, dass es im vergangenen Jahr keine Situation gegeben habe, in der ihre Gruppe in einen Kampf mit einer anderen Gruppe verwickelt worden wäre. Für knapp 40% war beispielsweise Gewalt ein legitimes Mittel der Reaktion, wenn das Ansehen der Gruppe in Frage gestellt wurde. Generell vertraten fast alle Befragten die Auffassung, dass es vertretbar sei, hin und wieder etwas Verbotenes zu tun. Gemeinsamer Alkohol-

konsum in der Gruppe dürfte dazu beigetragen haben, Hemmungen und moralische Barrieren abzubauen, da nur jeder Fünfte angab, dass Alkohol keine Bedeutung in der Gruppe spiele.

Diese Hinweise verdeutlichen, dass es sich bei unseren Jugendlichen in erster Linie um Gruppen handelte, die man als typische *violent gangs* bezeichnen könnte. In ihnen ist Gewalt nicht zuletzt ein konstituierendes Element des Gruppengefühls und wird als legitimes Verhaltensmuster kultiviert. Auch zeigen sie gewisse Merkmale von *gangs*, die in der amerikanischen Kriminologie als so genannte *scavenger gangs* bezeichnet werden. Hierbei handelt es sich um Kinder und Jugendliche, deren kriminelles Verhalten häufig unbedeutend, sinnlos und spontan ist. Diese Kids kommen meist aus der sozialen Unterschicht, sind Angehörige ethnischer Minderheiten und sozialer Randgruppen und neigen teilweise zu unkontrolliertem Drogenkonsum. Hinter der aufgebauten Fassade findet man eine geringe Selbstachtung und ein niedriges Selbstwertgefühl, das sie u. a. durch ein problematisches Verhalten in der Öffentlichkeit zu kompensieren versuchen (vgl. Thiele/Taylor 1998).

Aus dem Feldtagebuch:

„Bei einem der wöchentlichen Trainingseinheiten macht der Trainer mit den Jugendlichen einen Spaziergang durch den Stadtteil. Die Jugendlichen zeigen Orte, an denen sie sich in der Regel aufhalten, und thematisieren Konflikte, die sie dort mit unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen haben. Durch die Thematisierung der Konflikte sollen sie lernen, sich in die Rolle der Konfliktpartner einzusetzen und deren Ängste und Ärger zu verstehen (*Perspektivwechsel*). Des Weiteren soll den Jugendlichen klar werden, dass sie durch ihr Verhalten nicht nur sich, sondern auch ihre Angehörigen bzw. den ganzen Stadtteil in Misskredit bringen, was langfristig auch ihre Chancen auf Integration minimiert (*kurzfristiges Denken* $\Rightarrow$ *langfristige Folgen*).

Typische ‚Orte der Gewalt‘ sind beispielsweise *Spielplätze*. Häufig werden diese von den Jugendlichen verdrückt hinterlassen (Bierflaschen, Zigarettenskippen). Durch ihr lautes und manchmal respektloses Verhalten gegenüber Erwachsenen verschrecken sie darüber hinaus Eltern und Kinder und machen so diese Lokalität für die eigentlichen Zielgruppen unattraktiv.

Bushaltestellen: Neben Spielplätzen halten sich Jugendliche auch verstärkt an Bushaltestellen auf. Ähnlich der Situation auf Spielplätzen stoßen sie auch hier durch ihr Verhalten auf Ablehnung bei Mitbürgern aus dem Stadtteil. Aus Langeweile kommt es manchmal auch zu Zerstörungen der Bushaltestellen.

Straßenecken: Häufig treffen sich die Jugendlichen an bekannten Straßenecken in ihrem Stadtteil. Beliebte Treffpunkte sind in der Regel Örtlichkeiten vor Kaufhäusern, Spielhallen und Internetcafés oder Marktplätze. Das geballte Auftreten der Jugendlichen in Gruppen von mehreren Personen verschreckt die heimische Bevölkerung und fördert stereotypes Denken dahingehend, die Jugendlichen als notorische Kriminelle und Gewalttäter wahrzunehmen. Konflikte mit Bürgern, Ordnungskräften und Polizei eskalieren nicht zuletzt deshalb, weil die Jugendlichen auf Bitten, Ermahnungen und Aufforderungen Dritter, gewisse Verhaltensweisen doch zu unterlassen, häufig ablehnend, provozierend und aggressiv reagieren.

Weitere negative Verhaltensweisen sind:

- lautes Herumbrüllen

- Rauchen und Trinken von Alkohol in der Öffentlichkeit
- respektloses Verhalten gegenüber Erwachsenen, auch gegenüber älteren Menschen
- Anpöbeln und Bedrohung anderer Jugendlicher
- sexistische Äußerungen gegenüber weiblichen Passanten, insbesondere gegenüber jungen Mädchen
- rassistische Äußerungen gegenüber anderen Ethnien, Beleidigungen von Angehörigen diverser Randgruppen (z. B. Behinderte)
- „Spucken“
- Versperren des Bürgersteigs, so dass Mitbürger nicht vorbeikommen können
- Kriminelles Verhalten, u. a. verursacht durch Langeweile. Typische Delikte: Körperverletzungen, Raub („Abziehen“), Diebstahl (von Kfz, in Kaufläden)
- Gefährdung der öffentlichen Sicherheit, u. a. durch das ständige Überqueren von bzw. Stehen auf der Straße

Auch beim Rundgang mit den Jugendlichen in Homberg und Hamborn fiel dem begleitenden Trainer sofort auf, wie laut und einnehmend sich die Jugendlichen in ihrem Viertel bewegen. So benutzen sie nicht nur den Bürgersteig, sondern auch die ganze Breite der Straße. Autofahrer, die die Jugendlichen auf ihr problematisches und teilweise auch gefährliches Verhalten aufmerksam machen, wurden ignoriert oder beschimpft. Freunde und Bekannte werden laut und überschwänglich begrüßt. Bei genauer Beobachtung fällt auf, dass andere Passanten, werden sie die Gruppe gewahr, die Straßenseite wechseln oder eine andere Richtung einschlagen. Auffällig ist auch, dass erwachsene Bürger, die das Fehlverhalten der Jugendlichen registrieren, diese nicht darauf hinweisen.

Spricht man die Jugendlichen in der konkreten Situation auf ihr Verhalten an, wird deutlich, dass sie sich häufig gar nicht der Wirkung ihres Tuns auf andere bewusst sind. Auf den Hinweis, dass eine junge Mutter, die mit einem Kinderwagen und zwei weiteren Kindern gerade fluchtartig umkehrte, als sie die Gruppe gesehen hatte, und wieder in die Richtung ging, aus der sie gekommen war, sagten die Jugendlichen, diese Frau habe man gar nicht wahrgenommen.

Kurze Zeit später: Wir betreten einen Park, in dem die Jugendlichen sich häufig aufhalten und suchen einen Platz, wo wir uns hinsetzen und über das Erlebte sprechen können. Die Jugendlichen merken an, dass sie sich immer auf zwei Bänken, die auf einem Hügel stehen, treffen. Als wir den Hügel erreichen, sitzen auf einer Bank schon zwei Mädchen und unterhalten sich. Auf den Hinweis des Trainers, man müsse sich wohl nun einen anderen Platz suchen, reagieren die Jugendlichen mit ungläubigem Staunen – man könne doch die Mädchen wegschicken, dies sei ja doch ihr Treffpunkt und somit auch stets verfügbar.“

Auf den Umgang mit legalen und illegalen Drogen wurde schon an anderer Stelle eingegangen. Gerade für die Gruppe in Homberg zeigte sich, dass der unkontrollierte Umgang mit illegalen Drogen und die damit verbundene Beschaffungskriminalität ein intensives Training mit den Jugendlichen erschweren, wenn nicht gar unmöglich machen.

Erfahrung mit illegalen Drogen hatte jeder zweite Befragte, aktuell konsumierten Drogen 18,2%, nimmt man den letzten Monat vor der Befragung zur Grundlage. Vorzugsweise wird Cannabis konsumiert. Auffällig war, dass alle Jugendlichen, die angaben, im letzten Monat vor der Befragung illegale Drogen konsumiert zu haben, aus der Gruppe in Homberg kamen. Auffällig war auch, dass laut Auskunft von 87,5% der Jugendlichen aus Hamborn illegale Drogen in ihrem Freundeskreis keine Rolle spielten. Anders sah es dagegen in der Gruppe in Homberg aus. Hier betrug der entsprechende Anteil lediglich

23,1%. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang, dass nur ein Jugendlicher aus der Gruppe in Homberg in der Befragung anmerkte, dass einige Leute aus der Gruppe ernsthafte Probleme mit Drogen hätten.

Rund ein Drittel der Befragten beurteilte den Drogenkonsum als etwas, das zum Jugendverhalten gehöre, Teil von Feiern sei oder dabei helfe, Probleme zeitweilig zu verdrängen. Das führt freilich dazu, dass die Jugendlichen die Gefahren von Alkohol- und Marihuana/Cannabis-Konsum unterschätzen. Sie glauben nicht an das Suchtpotenzial dieser Drogen. Ein Problembewusstsein scheint allerdings insofern zu bestehen, als knapp 90% der jungen Befragten es erschreckend fanden, welche Veränderungen sie an Drogenkonsumenten feststellten. Zudem betonten alle Befragten, dass sie ihre Geschwister von Drogen fern halten wollten, falls ihnen das möglich sei.

Die Schulungen zum Thema Drogen sollten daher dazu beitragen, den Jugendlichen Risiken, die mit dem Konsum legaler und illegaler Drogen einhergehen, vor Augen zu führen. Wie schwierig das ist, hat sich in der Gruppe in Homberg gezeigt. Häufig stießen Diskussionen zu diesem Thema auf Ablehnung. Als dem Trainer und der Schlüsselperson immer klarer wurde, dass fast alle Gruppenmitglieder ein Problem mit weichen Drogen hatten (was auch von einzelnen Gruppenmitgliedern in Einzelgesprächen eingeräumt wurde), wurde allen Jugendlichen auferlegt, vor der Durchführung der *MIND*-Ausbildung ein Gespräch mit einem Drogenberater zu führen, andernfalls die Gruppe aufgelöst werden müsse.

Diese Vorgehensweise war deshalb notwendig geworden, weil die Jugendlichen *während* der Trainingsphase verstärkt durch kriminelle Aktivitäten in Erscheinung getreten waren (Autoaufbrüche, Autodiebstahl, Fahren unter Alkoholeinfluss, Diebstahl). Mit der Drogenberatungsstelle wurden binnen kürzester Zeit die erforderlichen Rahmenbedingungen abgesteckt. So konnte gewährleistet werden, dass jeder Jugendliche kurzfristig die Möglichkeit hatte, sich in einem anonymen Gespräch mit einem erfahrenen Suchttherapeuten auszutauschen. Von diesem Angebot machte jedoch keiner der Jugendlichen Gebrauch, da man nicht der Meinung war, ein Problem mit illegalen Drogen zu haben.

3.4 Einstellungen zu Gewalt und ihre Legitimation

Das bereits mehrfach als Straßenkultur bezeichnete Verhalten und die entsprechenden Einstellungen zeigten sich auch bei der Abfrage verschiedener Denkmuster. Diese entsprechen den Erkenntnissen eigener Studien in diesem Milieu (Zdun 2007a, 2007b, 2008a, Zdun/Strasser 2008) und internationaler Studien (Anderson 1990, 1999, Brezina et al. 2004, Sandberg 2008, Stewart et al. 2006). So sprechen knapp zwei Drittel der Befragten Frauen das Recht auf Gewaltanwendung ab und bezeichnen das als „Männersache“. Zudem würde die Hälfte der Befragten auf Beleidigungen sofort „anspringen“, besonders wenn sich diese gegen die Familie richteten. Gewöhnlich wird das Image von Männlichkeit und Stärke erzeugt, indem man keine Schwächen eingestehen will, weder nach außen noch im sozialen Umfeld. Durch die Anwendung von Gewalt will man Konflikte regeln und spricht daher dem Staat teilweise das Gewaltmonopol ab. Denn rund 40% unserer Jugendlichen im Projekt würden viele Probleme selbst in die Hand nehmen, anstatt die Polizei zu beteiligen, zumal sie Gewalt als „normal“ erachteten. Außerdem möchten sich knapp 40% durch Gewalt beweisen und Anerkennung gewinnen. Dabei wird auf die positiven Funktionen von Gewalt abgestellt, nämlich als Möglichkeit, sich auszutoben (31,8%), um ein gutes Gruppenklima und Solidaritätsgefühle zu generieren (57,9%), Langeweile abzubauen (36,4%) und da man „manchmal einfach Bock auf Zoff“ habe (35%).

Dazu passen auch die Rechtfertigungen für Gewaltanwendungen und andere Straftaten, die sich weitgehend mit der Liste der von Sykes und Matza (1957) vorgeschlagenen Strategien, also typische Formen der Neutralisation abweichenden Verhaltens, decken. Zu den fünf von ihnen genannten Neutralisationstechniken zählt die Ablehnung von Verantwortung für eigene Taten und für die Schwere der Taten. Außerdem könne jemand die Schuld für sein Handeln auf das Opfer übertragen, den moralischen Anspruch seiner Ankläger nicht akzeptieren oder seine Taten als Pflichterfüllung gegenüber Dritten interpretieren.

Aus dem Feldtagebuch:

„Im Rahmen des Trainings berichtet einer unserer Jugendlichen, dass es in der letzten Woche in einer Nacht Ärger mit Jugendlichen aus einem anderen Stadtteil gegeben habe. Diese hätten ein Gruppenmitglied körperlich attackiert. Als man später auf der Suche nach den ‚Übeltätern‘ durch den Stadtteil gezogen sei, sei die Gruppe erneut auf die Angreifer getroffen. Man habe sie verfolgt und es

sei zu einer Auseinandersetzung gekommen. Einer der gegnerischen Jugendlichen habe ein Messer mit sich geführt. Der Konflikt sei nur deshalb nicht eskaliert, weil der Bedienstete eines Krankenhauses, in dessen Vorhalle die gegnerischen Jungs geflüchtet seien, die Polizei gerufen habe. Kurz vor Eintreffen der Polizei seien sie dann weggerannt.“

Dieses Ereignis macht deutlich, dass die Ehrbegriffe der Jugendlichen wenig mit unserer Vorstellung von Ehre im Sinne von Anerkennung, Respekt und Wertschätzung zu tun haben, dass ihre Vorstellung von Leben uns häufig fremd ist. Entsprechend schieben auch unsere Teilnehmer Delikte vorzugsweise auf äußere Umstände wie Alkohol- und Drogenkonsum (52,6%), Stress (36,8%), Langeweile (41,9%) und auf ihre Gegner, die als Schuldige (60%), Angeber (42,1%) oder Verräter/Lügner (40%) gesehen werden. Daran schließen sich Aussagen an, dass man die eigene Ehre oder die anderer verteidigen (70%), dass man Beleidigungen (83,3%) ahnden oder man Revanche (47,4%) nehmen müsse. Es handelt sich hierbei vorzugsweise um Neutralisationen, indem dem Opfer die Schuld zugesprochen, eine Tat zur Pflichterfüllung gegenüber Dritten erklärt und die Verantwortung des Täters geleugnet wird. Zudem wird der moralische Anspruch des Anklägers insofern nicht akzeptiert, als man seine eigenen Taten als legitim bezeichnet, wenn sie der Erlangung und Sicherung von Respekt dienen. Das entspricht den Normen der Straßenkultur, aber nicht denen der Mehrheitsgesellschaft.

Hinzu kommt ein weiteres Rechtfertigungsmuster, das von Thurman (1984) als Ergänzung zu den Typen von Sykes und Matza vorgeschlagen wurde. So werden manche Taten als Ausrutscher (45,5%) oder Missverständnis (44,4%) erklärt. Auch wenn Absicht hinter einer Tat steckt, versucht sich das Individuum seiner Verantwortung zu entledigen, indem es diese als ein einmaliges Ereignis unter besonderen Umständen deklariert. Das Eingeständnis geringer Selbstkontrolle (55%) kann man u. U. auch dieser Form der Rechtfertigung hinzurechnen.

Die Befragten verfügen daher über ein großes Repertoire an Rechtfertigungen. Eigene Studien in diesem Milieu (Zdun 2007b, 2008b) zeigten bereits ähnliche Muster bei jungen Russlanddeutschen. Die Rechtfertigungen der Heranwachsenden demonstrieren ihre Affinität zu abweichendem Verhalten, da es gewisser Lernprozesse bedarf, um die Rechtfertigungen zu internalisieren. Charles Tittle (1995) geht in diesem Zusammenhang sogar von Lernprozessen aus, die nach langjähriger Internalisierung nur schwer wieder durch-

brochen werden können. Sobald Automatismen zwischen abweichendem Verhalten und Rechtfertigungen einsetzen, verlieren Erstere schnell ihr moralisches Gewicht und werden zu Normalitäten. Andererseits nimmt die Anwendung der Rechtfertigungen automatische Züge an, so dass man dieses Gefüge nur noch durch gezielte Förderung und Motivation durchbrechen kann. Es ist eine der großen Herausforderungen von Medi.Peer, einen solchen Sinnes-, Einstellungs- und Handlungswandel bei den Mediatoren anzustoßen.

3.5 Delikte

Die Liste der selbst berichteten Delikte der Teilnehmer ist lang und umfangreich. Deshalb verwundert es auch nicht, dass gegen 85% der Befragten schon einmal ein Tatverdacht seitens der Polizei bzw. Justiz bestanden hat. Anzeigen erhielten die Betroffenen vorzugsweise für folgende Deliktformen:

- Körperverletzung (9 Personen)
- Diebstahl (6 Personen)
- Sachbeschädigung (2 Personen)
- Einbruch (2 Personen)
- Kfz-Aufbruch (2 Personen)
- Vergewaltigung (2 Personen)
- Raub (1 Person)
- Bedrohung (1 Person)
- Meineid vor Gericht (1 Person)

Dabei sollte man sich vergegenwärtigen, dass es gerade im Bereich der Straßenkriminalität ein hohes Dunkelfeld gibt. Die Palette der Delikte spricht bereits für ein ausgeprägtes kriminogenes Potenzial in der Teilnehmergruppe, insbesondere wenn man berücksichtigt, dass vier Personen gar keine Angaben hierzu machen wollten. Deren sonstigen Angaben lassen allerdings den Schluss zu, dass sie bereits in eine Vielzahl von Delikten involviert waren. Offen ist somit nur die Frage, ob diese polizeilich erfasst wurden.

Generell ist aus der Dunkelfeldforschung bekannt, dass die staatlichen Sicherheitsorgane auch in einem so stark beobachteten und kontrollierten Milieu wie dem der Straßenkultur nur die „Spitze des Eisbergs“ erfassen können. Selbstberichte über verübte Delikte können diesen Mangel bestenfalls zum Teil ausgleichen, denn es ist nie auszuschließen, dass die Befragten bei sensiblen Themen wie Kriminalität dazu neigen, sozial erwünscht zu antworten bzw. sich selbst in ein besseres Licht zu rücken – ein Effekt, der auch bei einem Projekt wie Medi.Peer, in dem es um Gewaltprävention geht bzw. die Jugendlichen nur schlecht abschätzen können, inwieweit ihre kriminelle Vorgeschichte Einfluss auf ihre Teilnahme hat, eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen dürfte.

Gerade in der Gruppe in Homberg stieß die Durchführung der ersten Befragung auf Misstrauen und Ablehnung. So meinten die Jugendlichen, dass – wenn man etwas über sie wissen wolle – man sie persönlich in einem informellen Rahmen ansprechen solle. Dieses Beispiel und auch die für eine standardisierte Befragung notwendigen Sprachkompetenzen haben die Projektgruppe dazu veranlasst, das Evaluationsinstrument abzuändern. Auf standardisierte Befragungen der Jugendlichen wird zukünftig verzichtet. An ihre Stelle treten persönliche Interviews mit den Projektteilnehmern, die ergänzt werden durch Gespräche mit den Schlüsselpersonen, Lehrern und Polizeibeamten. Dennoch unterstreichen die vorliegenden Daten die Notwendigkeit, den Mediatoren gezielte Schulungen anzubieten, nicht nur um ihr eigenes kriminogenes Potenzial zu minimieren, sondern auch positiv auf ihren Nahbereich einwirken zu können.

Dieses Erfordernis wird nicht zuletzt durch die große Bandbreite selbst berichteter Delikte der Straßenkriminalität deutlich und in Abbildung 4 dokumentiert. Gewalt, teilweise selbst mit Waffeneinsatz, spielt eine enorme Rolle, ebenso Diebstahl, Raub, Einbruch, Bedrohung und Sachbeschädigung. Drogenhandel und Kfz-Diebstahl kommen hingegen „nur“ für rund ein Viertel der Teilnehmer in Frage. Interessanterweise berichtete niemand, der Polizei jemals Widerstand geleistet zu haben. Das erscheint auch plausibel, haben doch andere Studien zum Verhältnis von Polizei und sozialen Randgruppen sowie ethnischen Minderheiten gezeigt (z. B. Schweer, Strasser, Zdun 2008), dass Angriffe auf Polizeibeamte – was diese Klientel betrifft – äußerst selten sind.

Das steht auch nicht im Widerspruch zur jüngsten Entwicklung, dass Polizisten zunehmend Opfer gewalttätiger Übergriffe werden. Erklärt werden kann das in unserem Fall u. a. dadurch, dass die Jugendlichen häufig mit Beamten zu tun haben, die ihnen persönlich bekannt sind. Zwar kommt es bei Begegnungen häufig zu verbalen Konfrontationen, jedoch äußerst selten zu körperlichen Auseinandersetzungen. Denn wie die Jugendlichen sind auch bestimmte Organisationseinheiten der Polizei – in Duisburg die zivilen Einsatztrupps zur Bekämpfung der Straßensriminalität – Teil der Bühne der *street corner society*. Mitarbeiter ziviler Einsatztrupps wenden selten physische Gewalt an, ihre Autorität garantiert ihre Handlungsfähigkeit in nahezu jeder Situation. Ihr polizeiliches Gegenüber hat ein Gesicht, „man kennt seine Pappenheimer“, wobei die Bindung zum kriminellen Milieu nicht nur den polizeilichen Erfolg der Einsatztrupps garantiert, sondern auch Quelle ihrer Autorität ist, denn „je anonymere eine Institution erfahren wird, umso weniger wird ihr als solcher ‚Autorität‘ zugeschrieben“ (Fiedler 2001: 29).

Es ist möglich, dass die oben genannten Delikte nicht die aktuellen Handlungsmuster der Befragten wiedergeben, da gefragt wurde, was sie im Laufe ihres Lebens bereits getan hätten. Es könnte also sein, dass sich einzelne Teilnehmer bereits im Vorfeld von Medi.Peer verändert haben. Um das auszuschließen, wurden den Betroffenen weitere Fragen gestellt, insbesondere zu den vier erstgenannten Deliktformen in Abbildung 4, da diese vom Projektteam als besonders relevant eingestuft wurden. Die Auswertungen belegen, dass es sich bei den Delikten in diesem Bereich nicht um einzelne Delikte aus der Kindheit oder frühen Jugend handelt, die bereits Jahre zurückliegen, sondern dass im vergangenen Jahr

- 72,7% der Täter Personen in der Öffentlichkeit überfallen haben,
- 71,4% der Täter Personen „abgezogen“ oder erpresst haben,
- 83,3% der Täter Personen ohne Waffen verletzt haben und
- 66,7% der Täter Personen mit Waffen verletzt haben.

Im Rahmen der beiden erstgenannten Delikte wurden zudem die Opfer in 26,7% bzw. 38,5% der Fälle verletzt.

Abbildung 4: Selbstberichtete Delikte (Life-Time-Prävalenz, Angaben in Prozent, Mehrfachnennungen möglich)

Deliktform	Prävalenz
Jemand die Handtasche, die Einkaufstasche oder den Geldbeutel aus der Hand oder vom Arm gerissen	60,0
Jemand mit Gewalt Geld oder irgendwelche Sachen abgenommen oder jemand gezwungen, Geld oder Sachen herauszugeben	68,0
Jemand so geschlagen oder getreten, dass er verletzt wurde (ohne Waffe)	66,7
Jemand mit einem Gegenstand oder einer Waffe angegriffen und verletzt oder versucht, ihn zu verletzen	50,0
Urkunden, Unterschriften oder Ähnliches gefälscht	76,2
In angetrunkenem Zustand ein Kraftfahrzeug gefahren	19,0
Leute bedroht	77,3
Etwas im Wert von unter 50 € gestohlen oder versucht, es zu stehlen	59,1
Etwas im Wert von über 50 € gestohlen oder versucht, es zu stehlen	61,9
Autos aufbrechen	47,6
Autos klauen	22,7
Drogen verkaufen	27,3
Eine versteckte Waffe zum eigenen Schutz getragen	71,4
Absichtlich das Eigentum anderer beschädigen oder zerstören	66,6
Graffiti sprühen	40,9
Aufbrechen und Betreten eines Gebäudes und etwas stehlen	52,4
Polizisten Widerstand leisten	0

Darüber hinaus wurde mit Blick auf die weiteren in Abbildung 4 genannten Delikte danach gefragt, welche Taten mehr als sechsmal im bisherigen Leben verübt worden seien. Wieder zeigte sich das gleiche Bild wie in Abbildung 4, nur mit geringeren Werten:

- Urkunden, Unterschriften oder Ähnliches gefälscht (38,1%)
- Leute bedroht (18,1%)
- Etwas im Wert von unter 50 € gestohlen oder versucht, es zu stehlen (22,7%)
- Etwas im Wert von über 50 € gestohlen oder versucht, es zu stehlen (19,1%)
- Autos aufbrechen (14,3%)
- Autos klauen (4,5%)
- Drogen verkaufen (9,1%)

- Eine versteckte Waffe zum eigenen Schutz getragen (23,8%)
- Absichtlich das Eigentum anderer beschädigen oder zerstören (23,8%)
- Graffiti sprühen (18,1%)
- Aufbrechen und Betreten eines Gebäudes und etwas stehlen (4,8%)

Zwar sind erwartungsgemäß die jeweiligen Täterzahlen von denjenigen, die wiederholt und bis zum Befragungszeitpunkt kriminelles Verhalten zeigten, geringer als die Werte der Life-Time-Prävalenz. Allerdings werden die Muster in den Bereichen Gewalt, Diebstahl, Raub, Einbruch, Bedrohung und Sachbeschädigung bestätigt. Speziell diese Deliktformen sollten daher bei der weiteren Begleitung und Förderung der Jugendlichen im Mittelpunkt stehen. Es wird im Rahmen der Evaluation auch zu prüfen sein, inwiefern Medi.Peer zu einer Verringerung der Taten in diesen Bereichen beitragen konnte. Das gilt vor allem vor dem Hintergrund, dass viele Delikte gemeinsam mit anderen Gruppenmitgliedern verübt werden und somit in den Cliques der Teilnehmer die gleichen Deliktmuster bestehen.

Abbildung 5: Delikte der Gruppe (Angaben in Prozent)

Deliktform	Vorkommen
Leute bedrohen	66,6
Kämpfen	95,0
Dinge stehlen	71,4
Schutzgeld einfordern/abziehen	33,3
Andere Menschen berauben	37,9
Autos klauen	15,8
Illegale Drogen verkaufen	36,8
Illegale Waffen tragen	65,0
Eigentum beschädigen oder zerstören	65,0
Jemand zusammenschlagen	66,7
Graffiti sprühen	45,0
Drogen konsumieren	47,4
Aufbrechen und Betreten eines Gebäudes und etwas stehlen	50,0

Diese Muster zeigen sich abermals nicht nur mit Blick darauf, welche Delikte jemals von der Gruppe verübt wurden, sondern auch bei der Kontrolle, welche Delikte besonders oft erfolgten. Im Gruppenzusammenhang kommt eine besondere Bedeutung der Gewalt, gefolgt von Sachbeschädigung zu:

- Leute bedrohen (19,0%)
- Kämpfen (40,0%)
- Dinge stehlen (14,3%)
- Schutzgeld einfordern/abziehen (9,5%)
- Andere Menschen berauben (10,5%)
- Autos klauen (5,3%)
- Illegale Drogen verkaufen (10,5%)
- Illegale Waffen tragen (15,0%)
- Eigentum beschädigen oder zerstören (25,0%)
- Jemand zusammenschlagen (33,3%)
- Graffiti sprühen (10,0%)
- Drogen konsumieren (10,5%)
- Aufbrechen und Betreten eines Gebäudes und etwas stehlen (11,1%)

Bei abweichendem Verhalten ist überdies von Bedeutung, welche *Opfererfahrungen* Personen machen. Diese können nicht nur Auslöser für (weitere) Taten sein, sondern auch im Falle von Gewaltanwendungen in Situationen auftreten, in denen jemand gleichzeitig Täter und Opfer ist, d. h. man teilt aus und steckt ein. Interessanterweise fallen die Opferberichte bei Gewalttätigkeiten deutlich geringer aus als die selbst verübte Gewalt. Eine naheliegende Erklärung besteht darin, dass sich manche Befragten keine Schwäche eingestehen und sich nicht in der Opferrolle sehen möchten. Hinzu kann kommen, dass ihnen bei der Frage nicht klar war, ob sie auch solche Situationen als Opfererfahrungen bezeichnen sollten, in denen sie der Aggressor waren, jedoch auch Schläge einstecken mussten. Zudem ist es möglich, dass sie zwar selbst etwas abbekamen, aber dem Gegner so überlegen waren, dass dieser sie nicht verletzen konnte. Das würde darauf hindeuten, dass man relativ schwache Gegner auswählt, die keine Bedrohung darstellen. Ein solches Vorgehen ist in der kriminologischen Forschung durchaus bekannt (vgl. Tittle 1995) und

wird vorzugsweise dann angewendet, wenn Gewalt nicht aus Provokationen der Gegenseite resultiert, sondern eher aus dem Wunsch heraus entsteht, Frust und Langeweile abzubauen bzw. ein geringes Selbstwert- und Machtgefühl durch das Erleben von Dominanz zu stärken.

Abbildung 6: Selbstberichtete Viktimisierung (Angaben in Prozent)

Deliktform	Vorkommen
Ist es in den letzten 12 Monaten passiert, dass Dir jemand mit Gewalt, oder indem er mit Gewalt drohte, etwas weggenommen hat oder Dich gezwungen hat, etwas herauszugeben?	26,1
Bist Du in den letzten 12 Monaten so geschlagen oder getreten worden, dass Du eine Verletzung hattest? (ohne Waffe)	30,4
Bist Du in den letzten 12 Monaten mit einem Gegenstand oder einer Waffe angegriffen und verletzt worden oder wurde versucht, Dich zu verletzen?	17,4
Bist Du in den letzten 12 Monaten in sexueller Absicht auf unverschämte Art belästigt worden (z. B. durch verbale „Anmache“ oder durch „Grapschen“)?	43,5

Dass mehr als ein Viertel der Befragten im vergangenen Jahr erpresst oder „abgezogen“ wurden, ist ein erstaunlich hoher Wert. Wenn man sich vor Augen führt, dass die Teilnehmer berichteten, dass sie um die Kontrolle von Territorien in ihren Stadtteilen bemüht gewesen seien, wäre eher davon auszugehen, dass sie kaum Opfer solcher Delikte geworden sind. Beides sind Deliktformen, die darauf hindeuten, dass andere Jugendliche ihre Stadtteile dominieren. Darin könnte sich ein Widerspruch zwischen dem eigenen Selbstbild bzw. den Machtfantasien ihrer Clique im Stadtteil und der Realität in Konkurrenz zu anderen Jugendgruppen widerspiegeln. Darauf deutet zumindest hin, dass es sich bei den Tätern offensichtlich um männliche Gleichaltrige aus anderen Jugendgruppen handelte. Es könnte aber auch sein, dass sie Opfer von Übergriffen wurden, als sie sich außerhalb ihres Stadtteils oder in Territorien aufgehalten haben, die von anderen Gruppen dominiert wurden.

Noch überraschender ist der Wert derjenigen, die angaben, sexuell belästigt worden zu sein. So berichtete ein Teilnehmer von sechs Vorfällen, einer von zehn und einer sogar von 15 Situationen. Sechs Jugendliche berichteten, dass es sich um männliche Täter handelte, und drei, dass es sich um Frauen handelte. Hierbei soll es sich um Gleichaltrige aus

dem Freundeskreis bzw. um Unbekannte gehandelt haben. Dass nur zwei Teilnehmer Anzeige erstatteten, könnte bedeuten, dass manche Vorfälle eher „harmlos“ waren und „im Spaß“ erfolgten. Das kann jedoch durch die vorliegenden Daten nicht rekonstruiert werden. Im Rahmen von Einzelgesprächen, häufig im Anschluss an das Training, stellte sich heraus, dass es sich in solchen Fällen nicht selten um Belästigungen ehemaliger Freundinnen oder abgewiesener Mädchen handelte, die die Jungen mit ständigen Anrufen und SMS belästigt hätten.

3.6 Diskriminierungserfahrungen und Verhältnis zur Polizei

Als weitere Opfererfahrungen bzw. Erklärungen für Frustrationen im Alltag, die Konflikte und abweichendes Verhalten begünstigen können, wurden Erfahrungen mit Diskriminierung thematisiert. Schule und Arbeitsplatz sind konfliktreiche Sozialräume. Sie sind u. a. deshalb so konfliktreich, weil hier Personen gezwungenermaßen aufeinander treffen, denn man kann sich weder Lehrer und Mitschüler noch seine Arbeitskollegen aussuchen. Mobbing, Konkurrenz, Gruppenbildung und andere Ausgrenzungen sind nur einige Prozesse, die als Reaktionen darauf einsetzen können. Spannungen treten vor allem in der Form auf, dass Schwache, Rangtiefere und Untergebene unterdrückt und ausgenutzt werden oder dass sich Lager bilden, die Konkurrenzkämpfe austragen. In beiden Fällen kann es zu Erfahrungen kommen, die als Diskriminierung empfunden werden. Immerhin haben zwei Drittel der Befragten bereits so etwas erlebt.

Abbildung 7: Diskriminierungserfahrungen (Angaben in Prozent)

	nie	1-2mal	3-5mal	6-10mal	> 10mal
Schule/Arbeitsplatz	33,3	16,7	11,1	16,7	22,2
Behörden	44,4	27,8	11,1	5,6	11,1
Geschäfte	41,2	35,3	5,9	11,8	5,9
Diskotheken	47,1	29,4	11,8	5,9	5,9
Jugendzentren	52,9	29,4	5,9	–	11,8
Sportvereine	52,9	41,2	5,9	–	–
Polizei	38,9	11,1	22,2	11,1	16,7
Nachbarschaft	62,5	18,8	6,3	12,5	–

Erwartungsgemäß kam es im Rahmen der Nachbarschaft von Jugendzentren und Sportvereinen zu deutlich weniger Diskriminierungen als in anderen Bereichen. Der Grund dürfte darin liegen, dass man sich Jugendtreffs und Sportvereine selbst aussucht. Wenn man das Gefühl hat, dort nicht angenommen zu werden, kann man diese problemlos wieder verlassen. Zudem wählt man diese entsprechend seiner Interessen aus und kennt oft Gleichaltrige, die einen in die Vereine und Treffs einführen. In der Nachbarschaft ist aus dem Grund mit weniger Diskriminierungen zu rechnen, weil die Befragten häufig in Strukturen der eigenen Ethnie und Gleichaltrigengruppen hinein gewachsen und daher mit dem Sozialraum vertraut sind. Auch wenn nicht jeder ihre Verhaltensweisen schätzt, so kennt man die Jugendlichen doch. Konflikte können allerdings durch inter- und intraethnische Spannungen sowie durch alltägliche nachbarschaftliche Streitigkeiten entstehen.

Typische andere Quellen von Diskriminierung, denen sich speziell junge männliche Migranten aus so genannten „Problemstadtteilen“ und sozial Benachteiligte ausgesetzt sehen, sind die Polizei als Ordnungsmacht im öffentlichen Raum, Behörden, denen die Minderheiten der Gesellschaft oft nur als Bittsteller entgegentreten, Geschäfte, in denen insbesondere junge männliche Migranten nicht selten grundlos als potenzielle Diebe angesehen und so behandelt werden, sowie Diskotheken, zu denen sie keinen Zutritt erhalten, weil die „Geschäftspolitik“ das so vorsieht. Speziell in diesem Kontext muss allerdings auch bedacht werden, dass die Grenzen zwischen Diskriminierung und der Erfüllung bestimmter Regeln und Pflichten fließend sind. Die begründete Ablehnung eines Antrags einer Behörde kann ebenso als Diskriminierung empfunden werden wie das Verhalten eines Beamten, der „nur Dienst nach Vorschrift“ macht, obwohl er dem Betroffenen auch entgegenkommen könnte, sowie unverhohlene Benachteiligungen am Arbeitsplatz bis hin zu Fremdenfeindlichkeit.

Die Befragten haben in Gruppen- und Einzelgesprächen wiederholt auf ihren „Ruf“ und ihren lokalen Bekanntheitsgrad infolge ihrer Delikte hingewiesen, was dazu führen dürfte, dass sie teilweise schlechter als andere Heranwachsende behandelt werden. Das stellt eine Form der Diskriminierung dar und widerspricht dem Gleichbehandlungsgrundsatz,

ist allerdings eine typisch menschliche Reaktion – auch von Personen, die sich, wie die Polizei, professionell mit kriminell auffälligen Personen auseinandersetzen müssen (vgl. Schweer/Zdun 2005, Schweer et al. 2008).

Nicht zuletzt, weil die Polizei als Ordnungsmacht des Staates und der Gesellschaft in Erscheinung tritt, ist das Verhältnis der Befragten zur Polizei nicht frei von Spannungen und Fehlwahrnehmungen. Unabhängig davon, ob die Wahrnehmung einer Diskriminierung immer begründet ist, besteht ein angespanntes Verhältnis zu den Strafverfolgungsbehörden. Die Polizei wird von den Jugendlichen als Rivale oder Gegner wahrgenommen, da es darum geht, nicht erwischt zu werden. So verwundert es nicht, dass man weder durch die Polizei noch die Justiz eine faire Behandlung erwartet. Interessanterweise schneidet die Justiz bei der Befragung sogar schlechter ab als die Polizei, was auf eine Unzufriedenheit mit Rechtsprüchen in bereits erlebten Strafverfahren hindeutet.

Abbildung 8: Faire/unfaire Behandlung durch Strafverfolgungsbehörden (Angaben in Prozent)

	bestimmt nicht	wahrscheinlich nicht	wahrscheinlich schon	bestimmt
Würdest Du bei geringen Vergehen fair durch die Polizei behandelt?	9,5	61,9	14,3	14,3
Würdest Du vor Gericht fair durch die Justiz behandelt?	36,8	21,1	26,3	15,8

Trotz des relativ schlechten Verhältnisses zur Polizei und der Maßgabe der Straßenkultur, Probleme möglichst informell zu lösen, fällt die Bereitschaft der Jugendlichen auf, bei bestimmten Delikten die Polizei in Anspruch zu nehmen. Die Erklärung für die Unterschiede zwischen den Delikten ist teilweise in den Denkweisen der Straßenkultur zu finden. Insbesondere bei Beleidigungen, Körperverletzungen und Erpressungen soll man sich nicht an Dritte wenden, sondern sein Recht selbst wiederherstellen. Es wird vom Individuum in der Gruppe, nicht selten auch von zu Hause erwartet, die Infragestellung der Ehre, die mit den Taten verbunden ist, zu beantworten. Deshalb würde man auch bei diesen Delikten informell reagieren; im Falle von Beleidigungen vorzugsweise mit Gegen-

beleidigungen und Gewalt und im Falle von Körperverletzungen und Erpressungen mit Gewalt.

Abbildung 9: Inanspruchnahme der Polizei und informelle Regelung (in Prozent)

	Polizei	selbst regeln
Beleidigung	4,8	75,0
Diebstahl	61,9	40,0
Sachbeschädigung	28,6	45,0
Körperverletzung	19,0	60,0
Raub	28,6	40,0
Erpressung	14,3	50,0

Anders sieht das bei Delikten aus, die sich nicht gegen die Integrität und die Ehre des Individuums richten, sondern das Vermögen und materielle Güter betreffen. Solche Vergehen werden als weniger mit Ehre behaftet betrachtet und bedürfen daher auch weniger ehrenhafter Reaktionen. Wenn man zum Opfer wird, kann man bei Diebstahl, Sachbeschädigung und Raub durchaus in Erwägung ziehen, die Polizei in Anspruch zu nehmen. Das dürfte auch damit zu tun haben, dass es bei diesen Delikten einer Anzeige bedarf, um den Schaden versicherungswirksam melden zu können. Hinzu kommt, dass der Täter bei solchen Delikten nicht immer bekannt ist. Die Polizei wird dann als Option gesehen, sein entwendetes Gut wiederzubekommen. Die Befragten stellten allerdings klar, dass sie den Täter auch durchaus zur Strafe zusammenschlagen würden, wenn sie ihn selbst stellen könnten. Auch hier verweisen die Befragungsergebnisse darauf, durch Medi.Peer ein Umdenken der MediatorInnen zu bewirken.

3.7 Streitschlichterenerfahrungen und Erwartungen an Medi.Peer

Abschließend wurden die Teilnehmer nach ihren Erfahrungen bei Streitschlichtungen befragt. Das sollte einerseits dazu dienen, Ausgangsdaten zu sammeln, um im Zeitverlauf betrachten zu können, in welchen Lebensbereichen die Streitschlichtungsaktivitäten nach den Medi.Peer-Schulungen zunehmen. Andererseits sollte die bereits eingangs erwähnte

Annahme aus den wissenschaftlichen Vorarbeiten (Schweer/Zdun 2005, Strasser/Zdun 2005, Strasser/Zdun 2006, Zdun 2007a) zu jungen Russlanddeutschen überprüft werden, dass auch gewaltauffällige Jugendliche über Kompetenzen zur Streitschlichtung verfügten, die sie im Alltag anwenden würden, damit nicht jeder Konflikt in Gewalt münden würde.

Abbildung 10: Selbstberichtete Streitschlichtungen im vergangenen Jahr (Angaben in Prozent)

	nie	1-2mal	3-5mal	6-10mal	> 10mal
in der Familie	61,5	38,5	–	–	–
in der Clique	14,3	50,0	28,6	–	7,1
in der Schule	6,3	50,0	37,5	–	6,3
bei Konflikten mit Unbekannten	21,4	50,0	28,6	–	–
bei Konflikten mit Rivalen der Clique	46,2	46,2	7,7	–	–
in Diskotheken	35,7	57,1	–	–	7,1

Die Daten bestätigen diese Annahme und zeigen, dass vor allem im Freundeskreis und in der Schule, aber auch in Konflikten mit Unbekannten, d. h. in alltäglichen Streitigkeiten mit Jugendlichen aus anderen Cliquen, sowie mit Rivalen oder in Diskotheken teilweise gewaltfreie Lösungen gefunden werden konnten. Das vorhandene Potenzial gilt es zu stärken, damit die Jugendlichen Techniken und Automatismen verinnerlichen, um auch in Situationen deeskalieren zu können, die sonst zu Gewalt führen würden. Da etliche Heranwachsende von der angespannten und konfliktreichen Lage in ihren Familien berichteten, könnte es zudem hilfreich sein, ihre Kompetenzen darin zu stärken, auch in der Familie stärker die Streitschlichterrolle zu übernehmen.

In der Abschlussfrage ging es darum, was die Mediatoren mit der Teilnahme an Medi.Peer verbinden würden. Ganz allgemein kann man sagen, dass die Antworten sowie die offene Beantwortung des ganzen Fragebogens einen großen Vertrauensvorschuss, aber auch hohe Erwartungen signalisieren, die die Teilnehmer an das Schulungsteam richteten.

Abbildung 10: Erwartungen an die Teilnahme an Medi.Peer (Angaben in Prozent)

	trifft voll zu	trifft eher zu	teils/ teils	trifft eher nicht zu	trifft gar nicht zu
Respekt im Freundeskreis	73,7	21,1	5,3	–	–
bessere Zukunftschancen	84,2	5,3	5,3	5,3	–
Nachdenken über mein eigenes Handeln	60,0	25,0	10,0	5,0	–
Vorbildfunktion	50,0	30,0	10,0	10,0	–
Menschen aus anderen Kulturen kennen lernen	52,6	26,3	15,8	5,3	–
neue Freunde finden	55,6	16,7	27,8	–	–

Alle Beteiligten an Medi.Peer – von der wissenschaftlichen Seite ebenso wie von der sozialpädagogischen und kommunalpolitischen Seite – haben von Anfang an eine immense Herausforderung darin gesehen, diesen Erwartungen gerecht zu werden, mit dem Ziel, dass sich die angestrebten Wirkungen des Projekts in vollem Umfang entfalteten und sich Multiplikationseffekte einstellten.

4. Abschließende Befragungen

In den Monaten August und September 2009 wurden die abschließenden Befragungen mit allen Beteiligten durchgeführt. Es erfolgten qualitative Einzel- und Gruppeninterviews mit den Schulungsteilnehmern in Hamborn sowie Einzelinterviews mit den ersten drei Teilnehmerinnen aus Meiderich. Darüber hinaus wurden die Schlüsselpersonen in Hamborn und Homberg befragt, Polizeibeamte, die in regelmäßigem Kontakt zu den Heranwachsenden stehen und daher deren Verhalten außerhalb der Schulungen verfolgen konnten, sowie die Schulleiterin einer Hauptschule, die die meisten Hamborner Jugendlichen besuchen. Hinzu kam ein Experteninterview mit den *MIND*-Trainern und der Abgleich mit den Erkenntnissen der teilnehmenden Beobachtung durch das Projektteam.

Durch die umfangreichen Befragungen konnten in vielen Bereichen der Untersuchung klare Aussagemuster erkannt werden, die den großen Nutzen der Schulungen für die TeilnehmerInnen in Hamborn und Meiderich dokumentieren. Sie bestätigen aber auch, dass die Probleme im Ablauf der Schulungen in Homberg insbesondere auf die Drogenproblematik der Teilnehmer zurückzuführen sind. Da sich diese Teilnehmer – nach Abbruch der Schulung – nicht mehr zur Abschlussbefragung bereit erklärten, erfolgten für diese Jugendlichen nur Interviews mit der Schlüsselperson, einem Stadtteipolizisten, der sich der Kriminalitätsprävention verschrieben hat. Weil die Mehrzahl jener Heranwachsenden keine Schule mehr besuchte, boten sich auch keine Befragungen von Lehrern in Homberg an. Da die *MIND*-Trainer diese Jugendlichen nicht unterrichteten, konnten sie ebenfalls keine weiteren Informationen zu deren Entwicklung im Schulungsverlauf geben.

4.1 Schulungsgruppe Homberg

Erklärungsbedarf besteht in Bezug auf die Auswahl der Homberger Gruppe, zumal es eine der Vorgaben zur Auswahl der TeilnehmerInnen von Medi.Peer war, dass diese kein akutes Drogenproblem haben sollten. Diese Thematik wurde zu Anfang ausgiebig mit der Schlüsselperson besprochen. Weitere Gespräche zur generellen Problematik „Drogenkonsum“ wurden zu Beginn der Trainings mit Vertretern des Jugendamtes der Stadt Duisburg und des Polizeipräsidiums Duisburg geführt. Diese Gespräche ergaben, dass ein

Drogentest als Voraussetzung zur Teilnahme an Medi.Peer nicht möglich sei; neben finanziellen Gründen spielten hier rechtliche, vor allem ethische Gründe eine Rolle. Möglich wäre eine freiwillige Erklärung der Jugendlichen gewesen, aber die Verleugnung des Drogenproblems der Homberger Teilnehmer zeigte, dass diese nur wenig Wert gewesen wäre. Es handelt sich somit um ein Problem, das allein über Kontrolle nicht zu lösen war und ist.

Zu Beginn des Training waren die Homberger Jugendlichen sehr stabil, auch was ihr kriminelles Verhalten anbelangte. Eine aktuelle Drogenproblematik war nicht zu erkennen. Diese ergab sich erst einige Monate später, als die Jugendlichen vermehrt wieder durch Straftaten auffielen. Die Schlüsselperson, die seit Jahren in regelmäßigem Austausch mit den Jugendlichen steht, geht davon aus, dass auch ein Teil mit Beschaffungskriminalität zu tun hatte. Eine Diagnose konnte diese Person ebenso wenig stellen wie das Trainerteam, ganz abgesehen davon, dass sie dazu gar nicht ausgebildet sind. Häufig machten die Jugendlichen während des Trainings allerdings einen unkonzentrierten, fahrigten Eindruck oder sie wirkten abwesend. Inwieweit das auf einen vermeintlichen Drogenkonsum zurückzuführen ist, kann man nicht eindeutig sagen. Bessere Belege lieferten Einzelgespräche mit den Jugendlichen.

Aus dem Feldtagebuch:

„Ein Hinweis für den exzessiven Drogenkonsum der Mitglieder kam von zwei Gruppenmitgliedern, die in einem vertraulichen Gespräch mit der Schlüsselperson und dem Trainer vom übermäßigen Konsum ihrer Kollegen erzählten bzw. auch Angaben über die Organisation des Drogenhandels im Stadtteil machten.“

Als sich das Problem allerdings immer deutlicher abzeichnete, wurden mehrere Gespräche mit der Gruppe geführt. Dass sie ein Drogenproblem hätten, wurde von den Jugendlichen allerdings stets abgestritten. Nach einem Meinungsaustausch auch mit dem stellvertretenden Jugendamtsleiter der Stadt Duisburg, Herrn Fastabend, wurde dann mit der Drogenberatungsstelle vereinbart, dass die Homberger Jugendlichen ein anonymes Beratungsgespräch absolvieren sollten, in dem sich eine ausgebildete Suchtfachkraft der Jugendlichen annimmt. Auflage für die Fortdauer des Trainings war die Teilnahme an einem solchen Einzelgespräch. Die Jugendlichen haben trotz wiederholter Motivationsversuche der Schlüsselperson und der Projektmitarbeiter dieses Angebot mit der Begründung

ausgeschlagen, sie hätten kein Drogenproblem. Die Schulungen wurden daraufhin in Absprache mit der Schlüsselperson und dem Jugendamt eingestellt.⁷

Die Schlüsselperson bekräftigte im Abschlussinterview, dass die Beendigung des Medi.Peer-Trainings der richtige und einzig mögliche Schritt war. Die Gruppe habe sich in einer Phase befunden, in der etliche Teilnehmer zunächst drogentherapeutische Maßnahmen nötig gehabt hätten, bevor auf ihre Verhaltensweisen im Allgemeinen positiv Einfluss genommen werden könnte. Das sah, wie erwähnt, zu Beginn der Schulung noch anders aus, wurde auch von allen Beteiligten nicht so wahrgenommen. Die Schlüsselperson wurde bspw. eingangs ausdrücklich gefragt, ob die Jugendlichen auf einem „guten Weg“ seien. Das wurde bestätigt. Wie uns die lokale Polizeidienststelle bestätigte, spiegelte sich dieser Ablauf in der Kriminalitätsentwicklung im Stadtteil wider.

Warum es zu diesem „Umkippen“ kam, kann mehrere Gründe haben. Wir und die Schlüsselperson gehen insbesondere davon aus, dass entscheidend gewesen sei, dass die Gruppe zu Beginn des Trainings noch deutlich mehr Betreuung erfuhr als im Verlauf der Schulung. Neben Medi.Peer wurden vor allem durch die Schlüsselperson anfangs noch weitere Aktionen und Angebote an die Jugendlichen gerichtet, z. B. ein Boxtraining. Aufgrund der schlechten finanziellen Ausstattung der Einrichtung mussten diese Angebote allerdings bald eingestellt werden. Die Jugendlichen waren dann im Gegensatz zu den Hamborner Teilnehmern außerhalb der Medi.Peer-Schulungen weitgehend auf sich allein gestellt. Es ist davon auszugehen, dass ein zweistündiges Training pro Woche bei jugendlichen Intensivstraftätern unzureichend ist, wenn weitere Unterstützungs- und Betreuungsmaßnahmen fehlen.

Sie bedürfen speziell in der Umbruchphase, in der sie ihr bisheriges deviantes Verhalten reflektieren und ablegen sollen, einer umfangreichen Betreuung und Begleitung, um in der „kritischen Phase“ des Veränderungsprozesses inneren Widerständen entgegenwirken zu können. Die Schlüsselperson brachte das auf den Punkt, indem sie unterstrich, dass das Problem eines Programms wie Medi.Peer darin bestünde, dass man den Jugendlichen

⁷ Eine weitere Betreuung der Gruppe, die nach Angaben der Schlüsselperson nunmehr nur noch aus fünf Jugendlichen besteht, erfolgt im Stadtteil, um auch weiterhin positiven Einfluss auf die Heranwachsenden zu nehmen und ihnen eine regelmäßige Anlaufstelle zu bieten. Weitere lokale Maßnahmen sind in Vorbereitung.

durch die Befolgung der Schulungsinhalte eine der wenigen existenziellen Kompetenzen und Ressourcen nehme, über die sie verfügten. Der vermeintliche Status und Respekt, den sie durch die Einschüchterung Dritter im Stadtteil sowie durch ihre Kriminalität erreichten, solle aufgegeben werden. Deshalb müsse den Jugendlichen etwas Vergleichbares aufgezeigt werden, was als Motivation diene, den Schritt der Veränderung zu gehen. Zudem benötigten sie einen konkreten Anreiz, um überhaupt an den Schulungen teilzunehmen und konformes Verhalten zu zeigen. Sie sähen den Nutzen zunächst nur bei der Gesellschaft und deren Institutionen, die sie als eher feindselig und diskriminierend wahrnehmen. Ohne einen klaren Ersatz für das, was die Jugendlichen durch die Einhaltung der Verhaltensvorgaben von Medi.Peer zu verlieren glaubten, und einen persönlichen Nutzen werde sich kein Wandel vollziehen.

Wie sich bei den Hamborner Jugendlichen gezeigt hat, kann diese Motivation insbesondere darin bestehen, dass man gemeinsam mit den Heranwachsenden Zukunftsperspektiven entwickelt, an deren Realisierung diese glauben können und die ihnen attraktiv erscheinen.

Aufgrund der Drogenproblematik und des fehlenden Vertrauens der Teilnehmer in Homberg, das an diesem Standort zu keinem Zeitpunkt in ausreichendem Maße von der Schlüsselperson auf die Trainer „überschwappte“, ließ sich das allerdings nicht ausreichend umsetzen. Mit anderen Worten, die Teilnehmer fielen außerhalb des Trainings immer wieder in „bewährte“ Handlungsmuster zurück. Auch wurden beim Training selbst basale Verhaltensspielregeln nicht mehr von selbst eingehalten. Die Teilnehmer konnten nur bedingt dazu bewegt werden, pünktlich zu den Terminen zu erscheinen, und mussten regelmäßig durch die Schlüsselperson dazu „getrieben“ werden. Zudem zeigten sie sich weitgehend resistent, ihre Reaktionsmuster auf Stresssituationen zu überdenken. So verfielen sie trotz temporärer Einsicht während der Schulungstreffen im Alltag in die bewährten Handlungsmuster zurück, die ihnen einfacher erschienen.

Generell entstand der Eindruck, dass sich das Trainerteam, ebenso wie die Schlüsselperson schon zuvor bei vielen Angeboten, an den Widerständen der Heranwachsenden „abarbeitete“, ohne einen „mentalen Hebel“ bei den Teilnehmern umlegen zu können. Im Gegensatz dazu wurde bei den Hamborner Jugendlichen deutlich, dass sich der Erfolg

von Medi.Peer erst dann einstellen kann, wenn die TeilnehmerInnen nach einigen Wochen schließlich die notwendige Eigenmotivation aufbringen, um sich auf die Inhalte der Schulung einzulassen und diverse Umdenk- und Veränderungsprozesse einzuleiten.

Diese Schwierigkeiten in Homberg können auch damit zusammenhängen, dass die Teilnehmer zu Schulungsbeginn zwar als Gruppe auftraten, allerdings kaum mehr als eine Art Zweckgemeinschaft waren. Gegenseitige Unterstützung war den meisten Jugendlichen eher fremd. Es war üblich, schlecht über diejenigen zu reden, die gerade nicht anwesend waren. Das beobachtete die Schlüsselperson auch in Bezug auf das Trainerteam, das die Teilnehmer ihr gegenüber wiederholt kritisierten. Dieses Verhalten ist vor allem als Vermeidungsstrategie gegenüber Veränderungen und Selbstreflexion zu interpretieren. Damit verbunden war ein geringes Verantwortungsgefühl für eigenes Fehlverhalten, das man grundsätzlich auf andere schob.

Es ist davon auszugehen, dass die zunehmende Drogenproblematik der Initiierung des angestrebten Wandlungsprozesses entscheidend entgegenstand. Durch eine umfangreichere und umfassendere Förderung hätte sicherlich deutlich mehr erreicht werden können. Die jahrelange Erfahrung von Schlüsselperson und Polizei vor Ort zeigt, dass die Jugendlichen immer dann weniger kriminell und auffällig sowie zu Veränderungen bereit waren, wenn sie ausreichend unterstützt wurden. Die schlechte infrastrukturelle Ausstattung der Einrichtung vor Ort sowie die fehlende Betreuung neben den Medi.Peer-Schulungen dürften entscheidend dazu beigetragen haben, dass die Heranwachsenden sich so uneinsichtig zeigten. Bei einer besseren Personalausstattung und regelmäßigeren Betreuung hätten sich eher Erfolge eingestellt. Dennoch sind sich alle Beteiligten einig, dass auch ein punktueller Einsatz und kurzzeitige Maßnahmen über einen langen Zeitraum diesen Jugendlichen einzelne Impulse geben könnten.

Schlüsselperson Homberg: Ganz egal, was man mit den Jungs macht, jedes Angebot, alle Aufmerksamkeit, die man denen schenkt, hilft. Auch wenn sich nicht die Erfolge wie in Hamborn eingestellt haben und viele wegen den Drogen rückfällig wurden, hat sich in dem Jahr doch auch schon wieder einiges verbessert. Es sind immer noch ein paar, die weiterhin etwas anstellen, aber der harte Kern ist immer kleiner geworden. Das sind nur noch ein paar Jungs. Und auch die machen nicht mehr die ganz schlimmen Dinger, wo die Opfer dann auf Jahre traumatisiert sind.

So erklären Vertreter der ortsansässigen Polizeiwache, dass in den vergangenen Jahren die Zahl der Rohheitsdelikte bei den Heranwachsenden deutlich zurückgegangen und die Gruppe der Intensivstraftäter im Stadtteil insgesamt kleiner geworden sei.

Eine weitere Erkenntnis des Vergleichs der Homberger mit den Hamborner Jugendlichen besteht darin, dass diese Heranwachsenden vielfach große Ängste und Unsicherheit im Umgang mit Institutionen und bei der Erledigung bürokratischer und formeller Angelegenheiten zeigen. Insbesondere aufgrund sprachlicher Defizite und negativer Erfahrungen im Umgang mit Vertretern der „Mehrheitsgesellschaft“, aber auch wegen der bloßen Unkenntnis, wie solche Dinge zu erledigen sind und wie man gegenüber Mitarbeitern von Institutionen und potenziellen Arbeitgebern auftreten soll, treten ebenfalls Vermeidungsstrategien auf. Einerseits nimmt man vereinbarte Termine nicht wahr, um sich keine Blöße zu geben, auch wenn das negative Folgen hat. Andererseits werden gerne „Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft“ – wie das Projektteam – genutzt, um sich von diesen helfen bzw. alles erledigen zu lassen. Das eröffnet nicht nur die Chance, ein positives Vertrauensverhältnis aufzubauen und zu stärken, sondern zeigt auch auf, in welchen Bereichen noch deutliche Defizite bestehen. Neben *alltagspraktischer Sprachkompetenz* bedürfen grundlegende *social skills* der Heranwachsenden der Stärkung.

Die *MIND*-Trainer brachten diesen generellen Aspekt auf den Punkt, indem sie auf den großen Förderungsbedarf dieser Jugendlichen im Hinblick auf deren Sprachkompetenz verwiesen. Das würde ihnen ganz neue Horizonte eröffnen und in vielen Fällen erst die Möglichkeit schaffen, den Einflüssen des eigenen, begrenzten sozialen Umfelds zu entweichen und neue Erfahrungen zu sammeln. Solange die notwendigen sprachlichen und sozialen Kompetenzen und die Motivation fehlen, an der Mehrheitsgesellschaft teilzunehmen, werden sich solche Jugendliche eher auf ihren sozialen Nahraum beschränken und kaum dessen Grenzen verlassen.

Das war bei den Homberger Jugendlichen deutlich zu beobachten, die im Gegensatz zu den Hambornern auch nach mehreren Monaten Schulung kaum ihren Stadtteil verließen. Wenn die Schlüsselperson sie zwecks bestimmter Angebote einmal dazu motivieren konnte, dann war regelmäßig festzustellen, wie sich das Verhalten der Jugendlichen wandelte. Sie stritten untereinander deutlich mehr als üblich und reagierten rasch aggressiv

auf jegliche Form von Konflikt. Das zeigte sich besonders eindrücklich bei einem gemeinsamen Drachenbootrennen, bei dem es zu zahlreichen internen und externen Streitigkeiten der Gruppe kam. Das führte schließlich so weit, dass sämtliche Jugendliche das Turnier vorzeitig verließen. Aufgrund der fehlenden Veränderungsbereitschaft der Jugendlichen stellten sich auch kaum Bemühungen ein, in Konflikten und Streitigkeiten moderierend zu intervenieren. Vielmehr mangelte es den Teilnehmern bis zum Abbruch der Schulungen an der Kompetenz, eigene Konflikte produktiv und einvernehmlich zu lösen.

Aus dem Feldtagebuch:

„In der ersten Sitzung nach den Weihnachtsferien berichteten die Jugendlichen von einem Vorfall mit einer Gruppe Gleichaltriger, die nicht aus ihrem Stadtteil kamen. Einer ihrer Kollegen, der alleine unterwegs war, wurde an einem Abend von fremden Jugendlichen beleidigt und tätlich angegriffen. Als die anderen davon Kenntnis bekamen, machten sie sich auf die Suche nach den Angreifern. Im weiteren Verlauf des Abends trafen die Gruppen aufeinander, und es kam zu einer handfesten Auseinandersetzung, bei der auch ein Messer im Spiel war. Die fremden Jugendlichen flüchteten daraufhin in das Foyer eines nahe gelegenen Krankenhauses. Der anwesende Pförtner rief die Polizei. Als die Beamten eintrafen, flüchteten die Gruppenmitglieder.“

„Im heutigen Training berichtete ein Jugendlicher über einen Konflikt, den seine Schwester mit einem anderen Mädchen hatte. Der Jugendliche schaltete sich in den Konflikt ein und stellte die Kontrahentin seiner Schwester vor der Schule zur Rede. Nach eigenen Worten beschimpfte er sie auf übelste Weise und bedrohte sie auch. Während des Trainings wurde dieser Konflikt thematisiert. Auf die Nachfrage des Trainers, warum er sich in den Konflikt eingeschaltet hätte bzw. was passiert wäre, wenn er sich herausgehalten hätte, antwortete der Junge: „Hätte ich mich nicht für meine Schwester eingesetzt, hätte mein Onkel mich verprügelt.“

Zwar fehlten auch diesen Jugendlichen innerhalb „ihres“ Stadtteils diese Kompetenzen, allerdings traten sie dort deutlich selbstsicherer auf. In ihrem „Getto“ haben sie einen Status, der anerkannt wird. Sie halten das für Respekt und verkennen, wie bereits erwähnt, dass es sich hierbei eher um die Angst anderer handelt. Das nehmen sie allerdings in Kauf und zeigen keine Absicht, Konflikte anders als durch „Macho-Gehabe“ und „Machtdemonstrationen“ für sich zu entscheiden. Zu gering war das Reflexionsvermögen bzw. die Reflexionsbereitschaft der Teilnehmer, die auch nicht entscheidend positiv beeinflusst werden konnte, da es den Jugendlichen an Vertrauen und Selbstwirksamkeit mangelte, auf andere Weise Respekt und Anerkennung erlangen zu können.

Diese Erkenntnisse unterstreichen bei allen Jugendlichen die Bedeutung, Schulungen zunächst auf den sozialen Nahraum zu konzentrieren. Dort fühlen sich die Jugendlichen sicher und nehmen nicht direkt eine Blockadehaltung ein, wie das außerhalb ihres Stadtge-

biets rasch geschieht. Zudem wird noch einmal die enorme Bedeutung von Anerkennung für die Jugendlichen deutlich. Sie bedürfen der Wertschätzung durch Außenstehende, um ihre Selbstwirksamkeit schrittweise zu stabilisieren. Ein Programm wie Medi.Peer fordert die Jugendlichen heraus, sie an den Punkt zu bringen, an dem sie beginnen, diese Selbstwirksamkeit durch sozial verträgliches Verhalten erfahren zu wollen und ihnen dann Strategien zu vermitteln, das fortlaufend umzusetzen. Hierbei zeigten sich anfangs positive Ansätze, da die Trainer als Autoritätspersonen anerkannt wurden und man sich ihnen gegenüber nach einer Phase des „vorsichtigen Abtastens“ positiv hervortun wollte. Aufgrund der insgesamt nicht ausreichenden Betreuungslage und des zunehmenden Drogenproblems beschränkte sich das allerdings auf Einzelereignisse und wurde nicht zu einer Gruppendynamik, durch die die Teilnehmer sich gegenseitig hätten mitreißen können.

Beruhend auf früheren Erfahrungen der Schlüsselperson sowie unserer Beobachtungen im Schulungsverlauf ist zudem von einem Nutzen eines gemischtgeschlechtlichen Trainerteams auszugehen. Eine solche Mischung scheint dazu beizutragen, dass die Trainer in unterschiedlichen Rollen wahrgenommen werden und dadurch auf verschiedene Weise Einfluss nehmen können. Während männliche Trainer bei entstehendem Vertrauen rasch als „Kumpel“ angesehen werden, denen man sich – je nach Ausmaß des Vertrauens – mit Alltagsproblemen öffnet, sind Trainerinnen für die Heranwachsenden „*fremde und unbekannte Wesen*“, wie die Schlüsselperson es formulierte. Frauen werden von den Jugendlichen sonst eher als unterwürfig und schwach wahrgenommen, was auch ihr Bild von weiblichen Verwandten und Partnerinnen prägt.

„Harte, angstfreie und durchsetzungsfähige“ Frauen verkörpern hingegen ein unbekanntes Frauenbild. Wenn diese Frauen ihnen gegenüber interessiert und nicht respektlos sowie eloquent, gut gekleidet und mit guten Ideen auftreten, entsteht schnell Respekt. Die Schlüsselperson beschreibt solche Frauen als Personen, zu denen man leicht aufschauen könne und denen gegenüber die Jugendlichen rasch ein Verhalten zeigten, das auf Anerkennung abziele. Das birge zwar die Gefahr, zunächst nur oberflächlich sozial erwünschtes Verhalten zu bewirken, habe allerdings den Vorteil, dass auf diese Weise erst einmal Verhaltensänderungen ausprobiert würden und dann positiv stimuliert werden könnten, um die Selbstwirksamkeit dieses Wandels zu stabilisieren.

In diesem Zusammenhang zeigte sich aber auch noch einmal die Bedeutung einer fortlaufenden Betreuung durch das gleiche Personal. Denn sobald die etablierte weibliche Trainerin aus privaten Gründen nicht mehr an den Schulungen in Homberg teilnehmen konnte, litt darunter das Verhältnis zwischen dem Projektteam und den Teilnehmern merklich.

4.2 Schulungsgruppe Hamborn

Im Gegensatz zur Homberger Gruppe zeigten sich in Hamborn vielfältige positive Entwicklungen, die nicht zuletzt auf die durch Medi.Peer angestoßenen Veränderungsprozesse bei den Jugendlichen zurückzuführen sind. Da zum Ende der ersten Förderphase des Projekts die Mädchengruppe aus Meiderich mit den Hamborner Jungen in einer Trainingsgruppe zusammengeführt wurde, werden im Folgenden die Erkenntnisse aus der wissenschaftlichen Begleitung beider Gruppen präsentiert.⁸

4.2.1 Verändertes Sozialverhalten und Verhältnis zu Schule und Elternhaus

Die einhellige Meinung aller Beteiligten ist, dass die Hamborner Gruppe ihr Sozialverhalten erheblich verändert hat. Nach einer Aushandlungs- und Abtastphase mit dem Trainerteam, die einige Wochen in Anspruch nahm, und unter dem ständigen motivierenden Zuspruch durch die Schlüsselperson in der Jugendeinrichtung ergab sich schließlich die gewünschte Gruppendynamik, in der man sich gegenseitig im Wandel zu sozial erwünschtem Verhalten unterstützte und in die Pflicht nahm. Vor allem in Bereichen wie Höflichkeit, Pünktlichkeit, soziales Engagement für andere und positive Vorbildfunktion für Jüngere vollzog sich dieser Wandel rasch. Das ist umso erfreulicher, als diesen Verhaltensweisen seitens der Jugendlichen zuvor kaum Bedeutung beigemessen wurde, zumal diese Verhaltensweisen in ihrer *Straßenkultur* auch keinen Platz haben. In dieser Szene ist freches und aggressives Verhalten integraler Bestandteil des Lebens der Jugendlichen. Abweichendes Verhalten ist legitim, schafft Respekt und war bis dahin eines der wenigen Mittel, mit denen die Jugendlichen Anerkennung erlangen konnten. Deshalb

⁸ Aus diesem Grund werden im Folgenden jeweils Schreibweisen benutzt, die auf das Geschlecht der Betreffenden Hinweis geben. Es wird entweder einzeln von den Mädchen und Jungen gesprochen oder zusammen von den SchulungsteilnehmerInnen.

bestand unsere Aufgabe vor allem darin, schrittweise Widerstände abzubauen und die Heranwachsenden für den Sinn und die Bedeutung alternativer Verhaltensweisen zu sensibilisieren.

Das führte so weit, dass aus dem in den Trainingseinheiten spielerisch erlernten, sozial erwünschten Verhalten im Schulungsverlauf immer mehr die Bereitschaft erwuchs, auch entsprechend in der Öffentlichkeit aufzutreten. Denn die Heranwachsenden erkannten in verschiedenen Lebensbereichen rasch den positiven Nutzen der vermittelten Verhaltensweisen. Von großer Bedeutung war hierbei offensichtlich, dass die Teilnehmer – durch die Motivationsarbeit der Schlüsselperson vor Ort – mit den im Rahmen von Medi.Peer zu erwerbenden Kompetenzen und Zertifikaten die Erwartung verbanden, ihre Chancen auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt zu verbessern. Zudem stellten die Angebote zur Berufsförderung, die Bestandteil von Medi.Peer sind, einen Anreiz dar und halfen den Jugendlichen dabei, konkrete Absichten und Zukunftsperspektiven zu entwickeln. Auch wenn klar war, dass das Medi.Peer-Team keine konkreten Berufsangebote machen kann, bestand die Aufgabe in der Motivation und im Aufzeigen von Optionen. Während die Jugendlichen sich zuvor noch von fast allen Menschen in ihrem sozialen Umfeld abgeschrieben sahen und teilweise bereits selbst abgeschrieben hatten, entstand aus der Hoffnung die Triebfeder, sich zunehmend für sich und andere zu engagieren.

Selbstverständlich erforderten die Stabilisierung des verbesserten Sozialverhaltens außerhalb der Einrichtung und das anhaltende Bemühen um bessere Bildungs- und Berufschancen fortlaufende Motivationsarbeit und Betreuung. Beispielsweise zeigten sich vielfältige Unsicherheiten im Umgang mit Institutionen und formellen Angelegenheiten, für die die Heranwachsenden gerne auf die Unterstützung des Projektteams zurückgriffen. Bei den Jugendlichen wurde in ihrer bisherigen Sozialisation weitgehend versäumt, sie zu Selbständigkeit zu erziehen und zu befähigen. Diesen Nachholbedarf erkannten sie sogar selbst und waren darum bemüht, neue Kompetenzen auch in dieser Hinsicht aufzubauen, wofür sie sich gerne Bestätigung durch das Team holten.

Abdul: Bei vielen Sachen frage ich noch die Trainer, aber letztens habe ich mich von ganz alleine um ein Praktikum bemüht. Mal sehen, was daraus wird. Früher hätte ich so etwas nie von mir aus getan. Die Trainer waren stolz auf mich, als ich das hier erzählte.

Insgesamt ist der Eifer zu loben, mit dem die Heranwachsenden den Wandlungsprozess angegangen sind. Dennoch wäre es unrealistisch, davon auszugehen, dass nicht weiterhin vielfältige Defizite bestehen, u. a. bei den *social skills*. Durch die einjährige wöchentliche Betreuung konnten nur punktuell Veränderungen erzielt werden. Allerdings sind die Jugendlichen inzwischen an einem Punkt angelangt, auf dem sich gezielt aufbauen lässt und an dem weiterhin eine enorme Motivation besteht, die nächsten Schritte zu unternehmen, um auf die Anforderungen des Ausbildungs- und Arbeitsmarktes vorbereitet zu werden. So loben u. a. die Schulleiterin aus Hamborn, lokale Polizeibeamte und die Schlüsselperson neben der Pünktlichkeit das Durchhaltevermögen und das neue Auftreten der Jugendlichen in der Öffentlichkeit.

Schulleiterin: Eigentlich waren das auch „Schwänzer-Kandidaten“. Die dann aber wieder zur Schule geführt wurden dadurch...

Interviewer: Hat sich das auch in den Noten der Schüler gezeigt?

Schulleiterin: In Mathematik und Englisch nicht so sehr. In Deutsch auch nicht so sehr. In den Nebenfächern. Die Nebenfächer hängen auch mit der regelmäßigen Arbeit und der Performance zusammen. Vielleicht regelmäßig Arbeitsperformance...

Interviewer: Sekundärtugenden?

Schulleiterin: Ganz genau.

Kontaktbeamter der Polizei in Hamborn 1: Ich würde keine Persönlichkeitsentwicklung daraus machen: Da ist jetzt ein ganz anderer Mensch. Es kann so sein, dass die Jugendlichen über einige Dinge nachdenken, über die sie früher nicht nachgedacht haben. Sie werden in ihrer Persönlichkeit nicht einen absoluten Umbruch bekommen haben. Derjenige, der früher eine bestimmte Veranlagung hatte, wird diese heute auch noch haben. Er wird jedoch in der einen oder anderen Situation überlegen. Diese Überlegung wird ihn davon abhalten, etwas zu machen... Man denkt darüber nach: „Was mache ich jetzt? Was sind die Konsequenzen?“... Wenn ich eine Aufgabe habe und ich diese wahrnehme, dann bekomme ich Anerkennung dafür. Anerkennung ist für die Jungs ganz wichtig. In der Schule und im Elternhaus erhalten sie nicht unbedingt Anerkennung. Dann können sie hier etwas gut machen. Wenn hier jemand sagt: „Hast Du gut gemacht.“ Das ist für sie auch mal ganz schön.

Interessanterweise wurden in den anfangs noch getrennt durchgeführten Schulungen der Mädchen ähnliche Effekte erzielt. Auch wenn jene im Vergleich zu den Jungen von Beginn an ein besseres Sozialverhalten zeigten, konnten auch sie durch das Training für ihre Wirkung in der Öffentlichkeit und die Bedeutung eines anderen Verhaltens gegenüber ihren Mitmenschen sensibilisiert werden.

Aishe: Ich achte jetzt umso mehr auf den Umgang mit anderen. Ich habe erkannt, wie wichtig respektvoller Umgang mit Mitmenschen und Älteren ist.

Beim wöchentlichen Training zeigte sich, wie wichtig alle TeilnehmerInnen nach einer Weile die Pünktlichkeit nahmen. Zum einen meldeten sie sich telefonisch beim Trainer-

team oder der Schlüsselperson ab, wenn sie nicht kommen konnten, oder gaben Bescheid, wenn sie sich verspäteten. Zum anderen erwarteten sie eine Erklärung, wenn Mitglieder des Trainerteams in einzelnen Fällen verspätet eintrafen, z. B. aufgrund der Verkehrslage.

Mehmet: Wenn wir uns abmelden sollen, dann gilt das für alle, auch für die Trainer. Das ist eine Frage des Respekts.

Diese und andere Verhaltensänderungen bewirkten im Trainingsverlauf bei den Heranwachsenden zudem ein neues Selbstbewusstsein und -verständnis. Sie hielten es dann für angemessen, sich in der Gruppe, aber auch außerhalb an bestimmte gesellschaftliche Regeln und Normen zu halten. Anstatt weiterhin aggressiv darauf zu reagieren, wenn Personen aus der Gruppe, Mitglieder des Trainerteams oder Dritte gegen diese Regeln verstießen, internalisierten sie, dass Konflikte verbal ausgetragen werden können und am Ende nicht derjenige mit der größten physischen Präsenz, sondern der mit den besten Argumenten Recht hat.

Interessant war in diesem Kontext u. a. zu beobachten, wie man innerhalb der Gruppe zu diskutieren und sanktionieren lernte. Nicht nur, dass abweichendes Verhalten einzelner Gruppenmitglieder zunehmend in die Kritik geriet, sondern auch, dass man informelle Lösungen und Wege fand, um Abweichler von ihrem Verhalten abzubringen.

MIND-Trainer: Zu Beginn jedes Treffens haben wir darüber geredet, was in der vergangenen Woche so passiert ist. Anfangs haben sich Einzelne noch damit gerühmt, was sie so angestellt haben, das wurde aber immer weniger. Nach einer Weile hatten die fast alle keine Schlägereien und andere Sachen mehr zu erzählen. Einer war jedoch noch eine Zeitlang immer mit solchen Dingen dran und die Gruppe hat ihn dann offen dafür kritisiert und gesagt, dass er das sein lassen soll. Nachdem er dann erkannt hatte, dass er keine Anerkennung mehr dafür erhielt, hat er sich an die anderen angepasst und selbst sein Verhalten geändert.

Abdul: Wir wollten mit all dem nichts mehr zu tun haben. Das war nicht gut, und wir mussten uns ändern. Wir haben untereinander viel geredet und diese Entscheidung getroffen. Es geht nicht anders. Wenn du dich ändern willst und einen Job finden willst, dann musst du mit den Schlägereien aufhören. Wenn da einer nicht mitgemacht hätte, dann hätten wir den rausgeschmissen, weil das nicht gut gewesen wäre. Aber alle haben mitgemacht.

Eines der Ziele von Medi.Peer bestand darin, den Heranwachsenden eine Möglichkeit zu bieten, auch ohne Gewalt und abweichendes Verhalten Anerkennung zu erlangen. Von zentraler Bedeutung hierfür stellte sich neben der zunehmend empfundenen *Selbstwirksamkeit* aufgrund der Verhaltensänderungen die Übertragung von Verantwortung heraus. Innerhalb der Gruppe, aber auch außerhalb erhielten sie Lob und Zuspruch für ihr verän-

dertes Verhalten, und sie erlebten es als positiv, dass ihnen Aufgaben und Zuständigkeiten übertragen wurden.

Ali: Vorher hat sich keiner für uns interessiert und die Leute sind eher auf die andere Straßenseite gegangen. Jetzt schauen die Jüngeren im Moscheeverein zu uns auf und hören auf uns. Wir dürfen auch hier im Verein mithelfen. So etwas hätten wir früher nie gemacht, hat uns nicht interessiert. Aber das macht Spaß.

Kontaktbeamter der Polizei in Hamborn 1: Zum einen muss ich Jugendlichen eine Aufgabe geben. Wenn ich jemandem eine Aufgabe gebe und er diese Aufgabe wahrnimmt, dann lässt er sich daran messen. Sie wollen bei der Aufgabenwahrnehmung eine gewisse Akzeptanz haben, ein „Ranking“ haben. Sie wollen nicht mehr „die Doofen“ sein, die nichts auf die Reihe bekommen: Keine Schule, kein Beruf und keine Familie. Für bestimmte Dinge einzustehen, zu wissen: „Was ist mir wichtig?“ Festzulegen: „Was ist mir wichtig? Was ist der Gruppe wichtig?“ Dann diese Dinge zu vertreten. Dann über dieses Vertreten hinaus Akzeptanz und Anerkennung zu bekommen. Das ist das, was denen gefehlt hat, die Möglichkeit zu bekommen, eine positive Rückmeldung zu bekommen.

Im August 2009 wurde mit den Hamborner Jungen zudem eine A-Jugend-Fußballmannschaft im Rahmen des Sportvereins der Moschee gebildet. Diese Mannschaft stellt eine Art Belohnung, aber auch Vertrauensvorschuss für die Jugendlichen dar, weil sie im Ligabetrieb auch als Vertreter des Vereins auftreten. Mit Stolz erfüllt die Jugendlichen und die Schlüsselperson nicht nur, dass die Gruppe regelmäßig zum Fußballtraining erscheint und hohes Engagement zeigt, sondern auch, dass das Team viel Lob von anderen Mannschaften für seine Fairness im Spiel erhält.

Schlüsselperson Hamborn: Die Jungs sind voll bei der Sache und inzwischen schon auf dem fünften Tabellenplatz. Manche haben zwar schon vorher mal Fußball gespielt, aber so als Mannschaft und mit Spielsystem noch nie... Manchmal habe ich schon den Eindruck, dass die fast zu fair sind, wenn wir Spiele haben. Andere Mannschaften kamen schon auf uns zu und sagten, dass die noch nie so eine faire türkische Mannschaft gesehen haben (lacht)... Wenn die wüssten, was das noch vor einem Jahr für Jungs waren, was die so alles angestellt haben.

Lob erhalten die Teilnehmer auch für ihr verändertes Sozialverhalten in der Schule. Wie das Zitat der Schulleiterin weiter oben bereits zeigte, nehmen sie wieder regelmäßig am Schulbetrieb teil, was vor der Maßnahme keine Selbstverständlichkeit war. Das hat sich zwar nicht in allen Bereichen augenblicklich positiv auf ihre Noten ausgewirkt, allerdings hat sich das Verhältnis zwischen Lehrern und Teilnehmern verbessert. Die Jugendlichen gehen wieder mit Freude in die Schule und erkennen die Notwendigkeit, ihre Leistungen zu verbessern.

Interviewer: Wie wird Medi.Peer im Kollegium wahrgenommen? Wird es wahrgenommen?

Schulleiterin: Zum Teil. Die Klassenlehrer wissen, dass die Kinder da eingebunden sind. Die merken das auch im Klassenverband, wenn also Konflikte innerhalb der Klasse auftauchen. Die Lehrer wissen, dass sie sich auf die Schüler verlassen können, dass die anders damit umgehen, die Schüler. Die Fachlehrer, die jetzt nur vereinzelt Stunden in den Klassen haben, die bekommen das nur am Rande mit.

Mehmet: Wir gehen jetzt auch wieder ständig zur Schule. Vorher habe ich darin keinen richtigen Sinn mehr gesehen, aber ich möchte etwas erreichen. Ich will auf jeden Fall meinen Abschluss schaffen. Einige von uns wollen auch den Abschluss mit Qualifikation machen. Das wäre viel besser.

Das verbesserte Sozialverhalten hat sich in vielen Fällen sogar positiv auf das teils angespannte Verhältnis zur Familie ausgewirkt. Einerseits wird die nachlassende Kriminalität der Jugendlichen wohlwollend von den Eltern aufgenommen, andererseits sind diese von der neu entfachten Zielstrebigkeit und dem höflicheren Verhalten der TeilnehmerInnen angetan.

Nuri: Mit den Eltern ist das auch besser geworden. Wir sprechen jetzt viel mehr und streiten weniger. Es ist auch gut, dass die Polizei bei uns nicht mehr vorbeikommt.

Güler: Mein Vater hat das erst für sinnlos gehalten und war skeptisch. Meiner Mutter habe ich gar nichts vom Training erzählt. Jetzt finden die das aber beide gut. Die sehen, dass ich mich verändert habe, und hoffen, dass mir das vielleicht auch für die Schule etwas bringt.

In einzelnen Fällen ist das Verhältnis zu einem oder beiden Elternteilen allerdings auch noch immer so gestört, dass die Heranwachsenden diese nicht über die Teilnahme am Training informieren.

Can: Zu meinem Vater habe ich keinen guten Kontakt, da sind zu viele Probleme. Er achtet auch nicht viel auf mich, so dass ich mich mehr um mich selbst kümmere. Die Einrichtung hilft mir auch viel. Von dem Training brauche ich dem gar nichts erzählen, das würde den eh nicht interessieren.

In anderen Fällen bemerken die Eltern zwar positive Veränderungen, aber sind skeptisch, welchen Nutzen die Schulungen letzten Endes bringen.

Baruk: Mit meiner Mutter hat sich das verbessert, aber zu Vater nicht, weil ich immer noch keine Ausbildung habe. Der fragt mich, was ich schriftlich in der Hand habe, also damit ist gemeint: einen Abschluss.

Wie die Jugendlichen legen somit auch die Eltern, die sich um ihre Kinder sorgen, Wert darauf, dass diese nicht nur ihr Verhalten zum Positiven verändern, sondern vor allem einen Ausbildungs- und Arbeitsplatz finden. Die Möglichkeiten der Eltern, ihren Nach-

wuchs darin zu unterstützen, scheinen zumindest bei den Hamborner Jungen jedoch weiterhin relativ gering ausgeprägt zu sein, so dass die Jugendlichen besonders auf die Unterstützung des Moscheevereins und anderer lokaler Institutionen angewiesen sind.

Das erklärte Ziel der Fortführung von Medi.Peer liegt deshalb u. a. in konzertierten, kooperativen Maßnahmen zur Bildungs- und Berufsförderung der TeilnehmerInnen, da durch die bisherige Betreuung nicht nur eine hohe Erwartungshaltung in der Gruppe geweckt wurde, sondern nun auch die Verantwortung besteht, dieser gerecht zu werden.

4.2.2 Einstellungen zu Gewalt und deviantem Verhalten

Medi.Peer ist in erster Linie als ein Gewaltpräventionsprogramm konzipiert. Es soll dazu dienen, das gewalttätige und kriminelle Verhalten jugendlicher Intensivstraftäter zu minimieren. Ausgehend von den empirischen Erkenntnissen und der fachlichen Erfahrung des Projektteams bewahrheitete sich, dass das nur durch einen ganzheitlichen Förderansatz möglich ist, der auf Wandlungsprozesse in verschiedenen Lebensbereichen abzielt. Von daher sind die oben dargestellten Veränderungen im Sozialverhalten im Allgemeinen und im Verhältnis zur Schule und zum Elternhaus im Besonderen ein Bestandteil dessen, was nötig ist, um die Gewalt zu reduzieren.

Neben der Förderung eines höflicheren und friedlicheren Auftretens in der Öffentlichkeit und im sozialen Umfeld bedurfte es allerdings konkreter Schulungen, um Aggressionen zu mindern und gewaltfreie Konfliktbewältigungsstrategien zu fördern. Hierzu zählte auch die Hinterfragung von verhärteten Vorurteilen und traditionellen Rollenbildern. Aber auch die Rechtfertigungen, mit denen die Jugendlichen zu Beginn der Schulungen noch für ihr abweichendes Verhalten eintraten, mussten thematisiert werden.

Wie beim Sozialverhalten zeigte sich rasch ein enormer positiver Veränderungsprozess. Den Jugendlichen konnte bald verdeutlicht werden, wie grund- und haltlos viele ihrer vermeintlichen Motive für Gewalt sind.

Ali: Wir haben verstanden, dass man keinen schlagen muss, nur weil der einen blöd anschaut.

Auch ließ die Denkweise nach, dass Leute im Stadtteil zu ihnen aufschauten, weil sie sich durchzusetzen wüssten. Es konnte ihnen rasch vermittelt werden, dass der vermeintliche Respekt in Wahrheit auf Angst beruhte.

Ahmet: Die Trainer mussten uns erst einmal klarmachen, dass die anderen Jungs und die Erwachsenen uns im Stadtteil nicht respektieren, sondern nur Angst hatten, weil wir immer Scheiß gemacht haben. Wir waren so schlimm, dass Leute die Straßenseite gewechselt haben oder weggelaufen sind. Heute weiß ich, dass das keine Anerkennung war, sondern Angst. Früher haben wir das nur falsch verstanden und dachten, dass es cool ist, wenn wir uns so verhalten, weil man ja darauf reagiert.

Bedeutsam waren aber auch die Minimierung von Vorurteilen und die Stärkung der Empathie. Durch die verschiedenen Formen der Sensibilisierung der SchulungsteilnehmerInnen für die Bedürfnisse und die Wahrnehmung Dritter konnten viele Denkprozesse angestoßen werden. Wichtig war hierbei aber auch ein behutsames Vorgehen durch das Trainerteam, um die Grenzen des Reflexionsvermögens und der Bereitschaft zu Veränderung der Heranwachsenden nicht zu überfordern.

Mehmet: Am Anfang haben wir so viele Dinge gehört, die anders waren als das, woran wir immer geglaubt haben. Das war nicht einfach, damit umzugehen. Ich, wir haben manchmal daran gedacht aufzuhören, aber wir wurden immer wieder dazu motiviert dranzubleiben. Der Anfang war die schwerste Zeit, dann ging alles von allein so weiter und dann ging es richtig los.

Das Problem bestand wie bei den Homberger Jungen nicht allein im relativ gering ausgebildeten Reflexionsvermögen, sondern auch darin, dass man sich darauf einlassen sollte, seine bisherige Identität und sein Handeln in Frage zu stellen und wo und wenn möglich zu verwerfen. Im Gegensatz zur Homberger Gruppe war das bei den übrigen TeilnehmerInnen allerdings möglich, wohl auch weil neben den Schulungen eine ausreichende weitere Betreuung und Motivationsarbeit stattfand.

In der Folge konnten viele Vorurteile gegenüber sozialen und ethnischen Minderheiten in der Gesellschaft reduziert werden. Dritte werden nun eher als Personen mit Bürgerrechten wahrgenommen, die man nicht aufgrund ihrer Andersartigkeit bedrohen und angreifen darf. Das scheint sich jedoch mitunter vor allem auf den Aspekt der Gewaltfreiheit zu stützen. Denn es besteht weiter Förderbedarf beim Abbau der Vorurteile, die teilweise immer noch vorhanden sind. So werden Homosexuelle und Obdachlose immer noch kaum in ihren unterschiedlichen Lebensentwürfen verstanden und daher abgelehnt. Darin spiegelt sich aber auch das Männerbild der Hamborner Jungen wider.

Can: Schlagen würde ich „Schwule“ jetzt nicht mehr, aber ich finde das trotzdem nicht gut. Ich kann mir das nicht vorstellen.

In der Vorstellung der Heranwachsenden hat ein Mann zu arbeiten, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Das ist bei ihnen eng an traditionelle Rollenvorstellungen gekoppelt, die gepflegt werden. Das Frauenbild der Jugendlichen orientiert sich an den Geschlechterrollen, die vorwiegend in der türkischen Gemeinde gelebt und sozialisiert werden. Dieses Bild wird ihnen von den türkischen Männern vorgelebt. An oberster Stelle rangiert die Mutter. Respektlosigkeiten ihr gegenüber, insbesondere von Seiten Dritter, gelten als völlig inakzeptabel. An zweiter Stelle kommen die Schwestern. Das sind die „guten Mädchen“, die sich nicht auf der Straße aufhalten („Vernünftige Eltern schicken ihre Töchter nicht an Orte, wo Jungs wie wir sind!“). Für ihre Schwestern fühlen sich die Brüder verantwortlich, was gelegentlich zu Auseinandersetzungen mit den Geschwistern führt, weil die Mädchen sich bevormundet fühlen.

Auf den unteren Ebenen rangieren Mädchen, die in der Straßenkultur einen negativen Ruf genießen. Diese Mädchen sind verfügbar und willig, werden aber von den Jungen nicht respektiert. Auch durch die Zusammenführung der Mädchen- und Jungengruppe soll künftig mehr an diesem Rollendenken gearbeitet werden, das nicht selten auf dem devoten Verhalten fußt, das sie von Frauen in der Familie gewohnt sind. Es zeigen sich bereits erste Erfolge im gemeinsamen Austausch der gemischten Gruppe, in der die Mädchen zunehmend akzeptiert und respektiert werden.

Aus dem Feldtagebuch:

„Die Jungen reden vor und nach dem Training des Öfteren über Mädchen. Auch scheint der eine oder andere eine Freundin zu haben, wobei jedoch auffällt, dass man diese Mädchen nie zu Gesicht bekommt. Auch kokettiert der eine oder andere mit seinen Erlebnissen in Bordellen. Vor und während des Trainings ist das Verhältnis zu den beteiligten weiblichen Teilnehmern eher förmlich und von Unsicherheit geprägt, vermutlich weil die am Projekt beteiligten Mädchen nicht denen entsprechen, mit denen sie es in der Regel in ihrer Freizeit zu tun haben.“

Die zögerliche Annäherung der Hamborner Jungen an die Mädchen ist vor allem im Vergleich zur Homberger Gruppe als Erfolg zu werten. Dort konnten zwei Mädchen kurzzeitig zur Teilnahme am Training motiviert werden, besuchten dieses aber aufgrund des schlechten Benehmens der Jungen ihnen gegenüber fortan nicht mehr.

Aus dem Feldtagebuch:

„An einem Training der Hochheider Gruppe nahmen zwei Mädchen teil, die in der Jugendkultur einen äußerst negativen Ruf genießen (exzessiver Alkoholkonsum, kriminell). Diese Mädchen wurden von den jungen Männern der Gruppe in keiner Art und Weise respektiert, was vielleicht mit ein Grund dafür war, dass die Mädchen in der nächsten Woche nicht mehr auftauchten.“

Weitere Begleitung bekommen und benötigen die TeilnehmerInnen auch mit Blick auf ihre Devianz. Zwar hat das Devianzverhalten bei allen stark nachgelassen, und es kam in den vergangenen Monaten nur noch zu einigen „Bagatelldelikten“ wie „Schwarzfahren“, allerdings sind sich die Jugendlichen darin einig, dass sie weiterhin mit Versuchungen konfrontiert würden. Im Bereich der Gewalt bestehen diese vor allem aus Provokationen durch Dritte, und in einzelnen Fällen wurde diesen auch noch nachgegeben.

Interviewer: Hast Du noch Dinge gestohlen?

Osman: Nie, weil ich wollte niemandem schaden und wollte selber es verdienen und nicht immer klauen.

Interviewer: Und kam es zu Gewalt?

Osman: Ich habe mich einmal geschlagen.

Interviewer: Wie kam es dazu?

Osman: Das passiert nur, wenn ich zum zehnten Mal jemanden ermahne und der immer noch nicht aufhört, mich zu provozieren. Dann habe ich einfach keine Geduld mehr, bin halt viel zu aggressiv und habe unkontrollierte Wutanfälle.

Interviewer: Und wie war das danach?

Osman: Ja, ich hatte Reuegefühle, habe mir selbst Vorwürfe gemacht, warum ich handgreiflich geworden bin und hatte Angst vor dem Rauswurf aus dem Projekt und der Imageschädigung. Ich habe auch deshalb freiwillig dem Projektleiter davon erzählt.

Zu Schlägereien kam es seit Schulungsbeginn bei den TeilnehmerInnen nur noch in Ausnahmefällen, die stets von anderer Seite provoziert wurden. Auffällig ist zudem die Sorge, dass der Ruf der Gruppe oder des Projekts darunter leiden könnte, wenn Ausrutscher bekannt würden, was sie wohl auch von Rückfällen abhält.

Aus dem Feldtagebuch:

„Diese Woche war ein Teil der Jugendlichen in eine gewalttätige Auseinandersetzung involviert. Es fing mit einem verbalen Streit an, in deren Verlauf ein Jugendlicher aus der Hamborner Gruppe schlichtend eingreifen wollte. Dabei wurde er von einem Kontrahenten ins Gesicht geschlagen. Der Betroffene reagierte darauf aber nicht ebenfalls mit Gewalt, sondern entzog sich der Konfrontation. Er erstattete stattdessen Anzeige. In der Trainingssitzung wurde der Vorfall diskutiert und das Verhalten des angehenden Mediators lobend hervorgehoben.“

Es ist somit von einer großen Selbstkontrolle auszugehen, die die TeilnehmerInnen in relativ kurzer Zeit aufgebaut und damit einen Gegenpol zu ihrer hohen Aggressivität geschaffen haben. Speziell vor diesem Hintergrund ist die Bereitschaft zur Veränderung

und die hohe Leistung der Selbstkontrolle im Alltag der Jugendlichen nicht hoch genug einzuschätzen.

Gleiches gilt auch für die oben beschriebene Versuchung, sich weiterhin durch (kleinere) Diebstähle und Vermögensdelikte zu bereichern. Dieser Versuchung hat nach eigenen Angaben keine/r der TeilnehmerInnen mehr nachgegeben. Vielmehr ist die Selbsterwartung entstanden, dass man Geld verdienen solle, wenn man etwas wirklich haben möchte. Einerseits konnte durch das Training verdeutlicht werden, dass auch Diebstähle in Einkaufshäusern Opfer nach sich ziehen, selbst wenn die Opfer im Gegensatz zum Straßenraub relativ anonym bleiben. Andererseits wurde ein generelles Unrechtsbewusstsein geweckt. Wie erwähnt, kam es aber noch zu einigen „Bagatelldelikten“, was aber deutlich nachgelassen hat und i. d. R. mit einem schlechten Gewissen verbunden ist. Hinzu kommt verstärkt die Erkenntnis, dass man nun sämtliche Arten von Einträgen ins Strafregister vermeiden solle, um nicht seine anvisierten Ziele auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt zu gefährden.

Mehmet: Uns ist jetzt klarer, dass man das nicht tun darf. Wir wissen aber auch, dass wir uns nichts mehr erlauben können. Wenn ich wegen Schlägereien und Diebstahl verurteilt bin, dann will mich doch niemand mehr haben. Vielleicht hätte ich gerne einen neuen MP3-Player, wenn ich den aber klaue und dafür dann nie mehr einen Job finde, dann lohnt sich das nicht. Ich muss also dafür arbeiten gehen. Das ist besser.

Aus dem Felddtagebuch:

„Nach einem Training erzählt mir einer der Jugendlichen, dass er vor seiner Zeit bei Medi.Peer häufig im MediMax klauen war. Nach eigener Auskunft hatte er in der Vergangenheit Waren im Wert von rund 4.500,00 Euro gestohlen. Er wirkte ein wenig stolz, womöglich deshalb, weil er niemals erwischt wurde („Ich kenne alle Tricks!“).

„Nach einem Training berichteten drei Gruppenmitglieder, dass sie am Vorabend in eine Wohnung einer alten Dame einbrechen wollten. Sie hätten aber letztendlich davon Abstand genommen, um „ihr“ Projekt (Medi.Peer) nicht zu gefährden.“

Vor allem die beiden letzten Aussagen, die aus der teilnehmenden Beobachtung in der frühen Schulungsphase stammen, verdeutlichen aber auch, dass weiterhin Versuchungen bestehen, auch wenn diese im Laufe des Projekts weiter abgenommen haben dürften. Die aktuelle Auffassung der TeilnehmerInnen hierzu spiegelt exemplarisch die obige Aussage von Mehmet aus dem September 2009 wider.

Darüber hinaus spielen Drogen inzwischen keine Bedeutung mehr für die Teilnehmer; die jungen Frauen waren nach eigenen Angaben ohnehin nie mit Drogen in Kontakt ge-

kommen, sondern kannten nur einzelne Konsumenten. Einige der jungen Männer hatten aber durchaus vor Schulungsbeginn Kontakt zu Drogen, vor allem zu Haschisch. Sie traten einerseits als Konsumenten auf, was auch ein Grund für ihre früheren Diebstähle war. Andererseits stand ein Jugendlicher nach Angaben der Schlüsselperson auf der Schwelle, ins Drogenmilieu abzurutschen.

Schlüsselperson Hamborn: Einer meiner Jungs war kurz davor, Dealer zu werden. Er hat selbst nicht konsumiert, aber er wollte damit Geld verdienen. Durch das Training konnten wir ihm aber eine Perspektive geben, und er hat sich dann von denen wieder zurückgezogen. Er hat nun gar nichts mehr damit zu tun, was für ihn sehr gut ist.

Von großer Bedeutung für den Erfolg in Hamborn im Gegensatz zum Schulungsstandort Homberg war sicherlich, dass Drogen vor Schulungsbeginn nur eine relativ geringe Rolle für die TeilnehmerInnen spielten und sie diesen im Schulungsverlauf komplett entsagten. Während des Projekts war zu keinem Zeitpunkt eine aktuelle Drogenproblematik erkennbar. Das dürfte sich nicht nur positiv auf die Eindämmung der Beschaffungskriminalität ausgewirkt haben, sondern auch grundsätzlich auf das Sozialverhalten.

Diese Wandlungsprozesse werden durch die Kontaktbeamten der Polizei in Hamborn weitgehend bestätigt, wenn deren Aussagen sich auch nicht auf konkrete Statistiken über die Entwicklung der Jugendkriminalität im Stadtteil stützen.

Kontaktbeamter der Polizei in Hamborn 1: Ohne jetzt eine genaue kriminalpolizeiliche Statistik zitieren zu können, ist uns bekannt, dass aus dem Bereich der Jugendlichen, die an diesem Projekt teilgenommen haben, die Straftaten bzw. die Fallzahlen von denjenigen, die auffällig werden, so weit zurückgegangen sind, dass man von „Null“ bzw. von einer ganz geringen Anzahl sprechen kann. Ein starker Rückgang!

Kontaktbeamter der Polizei in Hamborn 2: Dadurch, dass sie daran teilnehmen, kommt es, dass sie uns gegenüber angeben: „Gewalt ist keine Lösung.“ Ein lockerer Spruch, wo man dann merkt, die Jugendlichen sind uns gegenüber sehr offen und behaupten von sich selbst, keine Straftaten mehr begangen zu haben, „sauber“ zu sein. Es wäre natürlich „Augenwischerei“ zu glauben: Alle Jugendlichen würden jetzt vielleicht nur noch liebe Kinder werden. Natürlich sind es in erster Linie Jugendliche, aber herausragende Ereignisse, also dass sie schwerwiegende Straftaten begangen hätten, sind uns nicht bekannt.

Insgesamt sind die Veränderungen beim abweichenden Verhalten, insbesondere die starke Abnahme der Gewalt, sehr erfreulich. Allerdings besteht weiterhin Förder- und Betreuungsbedarf in diesem Bereich, da u. a. die Selbstkontrolle der Jugendlichen weiter gestärkt werden müsste. Das gilt sowohl für die Gewalttätigkeit als auch für die Ablehnung weiterer Taten. Denn es ist von großer Bedeutung, dass dieses Verhalten auch dann

stabil bleiben muss, wenn die eine oder der andere Heranwachsende Rückschläge im Integrationsprozess erlebt. Auch muss die Ablehnung von deviantem Verhalten unabhängig von der Fortführung der Förderung und dem Image der Gruppe und des Projekts erfolgen.

4.2.3 Verhältnis zur Polizei

Eine zentrale Anlaufstelle bei der Polizei sind die beiden Kontaktbeamten der Polizei in Duisburg für muslimische Einrichtungen. Diese stehen seit einigen Jahren in engem Kontakt mit einer Jugendeinrichtung in Hamborn, mit der es bereits einige Kooperationen gab. Daher waren die beiden Beamten im Stadtteil und bei den Jugendlichen bereits von Anfang von Medi.Peer an bekannt. Im Verlauf der Maßnahme hat sich der Kontakt der beiden Beamten zur TeilnehmerInnengruppe zusehends verbessert, obwohl die Jugendlichen der Schulungsgruppe zuvor eher wenig mit diesen zu tun haben wollten und die Polizei eher als Ordnungsmacht erlebten.

Kontaktbeamter der Polizei in Hamborn 2: Wir haben einen sehr guten Draht zu den Jugendlichen, die sich in vielen Belangen an uns wenden. Zum Beispiel im privaten Bereich, wenn sie Rat suchen und Hilfestellungen benötigen. Der Aspekt, dass wir Polizisten sind und dem Strafverfolgungszwang unterliegen, der geht da nicht abhanden. Das ist den Jugendlichen schon klar, dass wir in erster Linie Polizei sind. Wir genießen jedoch ein gutes Ansehen und ein vertrauensvolles Verhältnis zu den Jugendlichen. Das aber auch bei anderen Personen, die diesen Jugendbereich, dieses Jugendcafé nutzen.

Über informelle Kontakte bildete sich somit mit der Zeit ein Vertrauensverhältnis speziell zu diesen beiden Polizisten heraus, da die Beamten zwar weiterhin als Polizisten, aber auch als Ansprechpartner bei Alltagsproblemen wahrgenommen wurden. Ebenso wie bei der Schlüsselperson und dem Trainerteam wurden die engagierten Polizisten rasch als Ratgeber empfunden, die nicht, wie man es bislang von Polizisten gewöhnt war, als Ordnungsmacht auftraten, sondern als erfahrene Erwachsene, die einem in verschiedenen Lebensbereichen konkrete Hilfestellungen geben konnten.

Dieser positive Kontakt zu den beiden Beamten wird aber nicht zwangsläufig von allen Jugendlichen auf die Institution Polizei übertragen. So berichteten die drei interviewten Mädchen übereinstimmend, dass sie sich bei einer Inanspruchnahme der Polizei davor fürchteten, dass ihre Daten auch aufgenommen und registriert würden. Einige der männlichen Schulungsteilnehmer äußerten sich ebenfalls eher reserviert und würden bei „klei-

neren Problemen“ erst einmal selbst versuchen, die Angelegenheit auf verbaler Ebene selbst zu regeln. Außerdem konnten sie sich gut vorstellen, Vertrauenspersonen wie die Kontaktleute der Polizei sowie das Trainerteam in die Entscheidung einzubinden, ob sie im Einzelfall Anzeige erstatten sollen oder nicht.

Ali: Ich weiß nicht, ich würde erst einmal schauen, ob ich zur Polizei gehen soll. Vielleicht würde ich mich erst einmal an die Polizisten wenden, die manchmal hier auftauchen oder an die Trainer. Auf jeden Fall würde ich erst einmal schauen, ob ich das nicht selbst regeln kann. Viele Probleme kann man ja auch ohne viel Ärger regeln.

Etliche Jugendliche berichteten aber auch, dass diese Inanspruchnahme nun für sie zu einer Alternative geworden sei, die für sie früher kaum in Frage gekommen wäre. Zum einen ist mehr Vertrauen in die Arbeit der Polizei da, zum anderen fühlt man sich nun durch die Polizei anders behandelt.

Baruk: Wenn ich mit der Streitschlichtung überfordert wäre, dann sollte ich zur Polizei gehen. Im Vergleich zu früher würde ich die Polizei auch eher rufen, weil jetzt kann ich mich auf das Projekt stützen und beziehen. Also würde ich nicht sofort verdächtigt werden.

Ein Teil des neuen Vertrauens in die Institution Polizei dürfte also auch darin bestehen, dass sich das Verhältnis zwischen den Jugendlichen und den Beamten im Stadtteil verbessert hat.

Osman: Früher war die Polizei ständig hier in den Straßen. Es gab immer Kontrollen, weil die uns zeigen wollten, wer stärker ist. Wir waren so schlimm, dass es schon alle genervt hat, aber das merken wir ja nicht, sondern waren darauf noch stolz. Wenn die Polizei heute hier ist, dann spricht man locker miteinander und es gibt keine Probleme. Die wissen, dass wir jetzt anders sind, und wir sind nicht immer gleich die Täter für die. Manchmal fragen die uns auch um Rat, wenn die jemanden suchen.

Während man die Polizei zuvor nur als Verdächtiger erlebte und unter Verfolgungsdruck stand, selbst wenn man einmal nicht der Schuldige war, oder die Polizei durch ihre vielen Kontrollen negativ auffiel, ist man jetzt stolz darauf, dass durch die eigenen Verhaltensänderungen der Stadtteil sicherer wurde.

Dennoch besteht in dieser Hinsicht weiterhin Nachholbedarf, vor allem sind weitere vertrauensbildende Maßnahmen der Institution Polizei erforderlich. Denn aus der teilnehmenden Beobachtung der Schulungsgruppe geht hervor, dass man sich teilweise weiterhin von manchen Polizisten, mit denen man sonst in Berührung kommt, schikaniert und

herablassend behandelt fühlt. Als Schikane empfindet man insbesondere Überprüfungen von Personalien im öffentlichen Raum, was aus der Sicht der Jugendlichen das Image ihrer Familien beschädige, auch wenn die Häufigkeit der Überprüfungen zurückgegangen sei. Dadurch komme es aus Sicht der Jugendlichen zum Eindruck, dass man unter einer Art „Generalverdacht“ stehe. Bei den meisten Jugendlichen konzentriert sich die Antipathie auf ganz bestimmte Beamte, die in der Straßenkultur unter abwertenden „Spitznamen“ bekannt sind. Das war auch in Homberg zu beobachten.

4.2.4 Interethnische Kontakte und Streitschlichtererfahrungen

Neben den Veränderungen des individuellen Verhaltens der GruppenteilnehmerInnen war es das erklärte Ziel von Medi.Peer, diese in ihrer Rolle als Streitschlichter zu stärken und zu bestärken. In Verbindung mit dem Abbau von Vorurteilen zählt hierzu, dass positiver Einfluss auf die intra- und interethnischen Kontakte genommen wurde. Dieser war weitgehend auf Gespräche und Diskussionen innerhalb der Gruppe der TeilnehmerInnen beschränkt, da im Rahmen der Schulungen keine Begegnungen mit anderen Personenkreisen erfolgten. Das war ein Mangel der ersten Förderphase. Im weiteren Verlauf sollen daher solche Kontakte gestärkt werden, um den Horizont der Jugendlichen zu erweitern.

Das heißt allerdings nicht, dass die Heranwachsenden keine anderen Kontakte machten. Bereits die Zusammenführung der Mädchen- und Jungengruppe war ein Schritt in diese Richtung. Vor allem die Initiierung der Fußballmannschaft und das Messen mit anderen Teams im Ligabetrieb stellt eine konkrete Maßnahme zur gewaltfreien Begegnung mit anderen Bevölkerungsgruppen dar. Hinzu kommen die ausführlichen Gespräche innerhalb der Gruppe über intra- und interethnische Konflikt- und Begegnungssituationen, die in den wöchentlichen Treffen gemeinsam analysiert und diskutiert wurden. Gemeinsam ließen sich bessere Lösungen für entstandene Konflikte finden, aber auch Lob und Zuspruch an jene richten, die vorbildhaft Konfliktsituationen gemeistert hatten. Das stärkte einerseits das Selbstwertgefühl der Jugendlichen, andererseits die Motivation aller Beteiligten, es diesen gleich zu tun.

MIND-Trainerin: Das ist ja auch ein Ansporn für die anderen, wenn sich Einzelne durch ihr Verhalten hervorgetan haben. Dann möchte man ja auch mal so gelobt werden. Diese Anerkennung wol-

len die auf jeden Fall haben. Die zeigt ja, dass man etwas Gutes getan hat. Und es machte denen richtig Spaß, einmal Anerkennung für Dinge zu bekommen, von denen die ja auch wissen, dass die richtig sind, dass man sich so verhalten soll... Die waren darum bemüht, solche Erlebnisse zu erzählen, also waren die wohl auch bemüht, solche Erlebnisse herbeizuführen.

Dennoch darf nicht übersehen werden, dass in dieser kurzen Zeitspanne die Jugendlichen weiterhin in ihrem Bewegungsradius stark eingeschränkt geblieben sind. Die Grenzen des eigenen Stadtgebiets wurden, wie bei den Homberger Jugendlichen, nur selten verlassen, zumal nur die Wenigsten Freizeit- und anderen Aktivitäten nachgehen, die in anderen Stadtteilen angesiedelt sind. Das gibt ihnen teilweise Sicherheit, aber hemmt sie auch weiterhin, wenn sie dazu veranlasst werden sollen, ihren Horizont zu erweitern.

MIND-Trainer: Bei solchen Jugendlichen wäre es von großer Bedeutung, dass die mal woanders hingehen und andere Leute kennen lernen... Es besteht auch ein wahnsinniger Druck, zu Behörden und offiziellen Stellen zu gehen. Angst und Scham haben die, dass sie etwas falsch machen könnten. Unkenntnis und falsche Vorstellungen führen zu Vermeidungsverhalten. Deshalb beziehen sie sich so stark auf das Viertel und die Familie, auch wenn Interesse besteht. Also sind schrittweise positive Erfahrungen aufzubauen, um Ängste und Generalisierungen abzubauen. Zudem erfolgt dadurch auch ein Abbau von dem, was das Umfeld über Probleme erzählt, die man dann nicht erfahren will und deshalb eher gar nichts macht. Ein Problem ist besonders, wenn die Eltern das nicht vermitteln können. Gewalt ist in ihrer Jugendkultur ein Ausfluss von Frust über all diese Probleme. Gewalt kann abgebaut werden, wenn die Kompetenzen und Selbstwirksamkeit im Alltag gesteigert werden.

Bei solchen Defiziten gilt es anzusetzen, wenn die Betreuung der Jugendlichen fortgeführt werden soll. Darüber hinaus sind sie weiterhin in ihren Streitschlichtungskompetenzen zu stärken und bestärken. Zwar haben die TeilnehmerInnen seit Beginn der Maßnahme wiederholt Streitigkeiten Dritter unterbunden, allerdings geben die Jugendlichen auch zu, dass ihnen das nicht immer möglich gewesen sei.

Von erfreulichen Beispielen wird mit Personen berichtet, die den TeilnehmerInnen bekannt waren, in deren Streitigkeiten sie sich schlichtend einmischten.

Can: Fast alle von uns haben das jetzt schon mehrmals getan. Bei mir war zum Beispiel mal so eine Situation, dass ein paar Leute einen Freund von mir angemacht haben und kämpfen wollten. Ich bin dann hingegangen und habe mit allen ruhig geredet. Dann sind die wieder auseinander und es war wieder in Ordnung. Wenn man richtig redet, geht das auch.

Dazu kam es aber auch mit Unbekannten, wenn sie anderswo unterwegs waren.

Ahmet: Das war auf einem Fest. Da waren zwei Gruppen von Leuten. Die kannten wir gar nicht. Die haben sich schon angeschrien und so geschubst. Da sind wir dann hin und haben die auseinander gezogen. Die sollten das dann klären und das ging dann auch ohne weitere Schlägerei. Manchmal sind die Leute halt verrückt und wenn die nachdenken, geht es wieder.

Aus dem Feldtagebuch:

„In der heutigen Sitzung berichtete B. von der Schlichtung eines Konflikts zwischen türkischen und arabischen Jugendlichen. Der Konflikt entbrannte zwischen zwei Personen, wobei es um ein Mädchen ging. Beide Parteien riefen daraufhin ihre „Kollegen“ zu Hilfe, worauf sich vor der Schule mit der Zeit etliche junge Männer einfanden. B. erzählte, dass man den Konflikt letztendlich friedlich beilegen konnte. 'Gewalt ist keine Lösung!' sagte er zum Abschluss seines Frontberichts. Er wirkte sehr stolz, dass im Sinne des Projekts das Problem gelöst wurde.“

„Becker-Kirmes: Die Jugendlichen sind jeden Tag vor Ort. Während des Trainings erzählen sie, dass sie es als eine ihrer Aufgaben erachteten, auf der Kirmes eine Streit schlichtende Funktion einzunehmen, um Konflikte zwischen Jugendlichen bzw. Gruppen zu verhindern.“

Wie bereits in einem Beispiel deutlich wurde, wurden einzelne männliche Teilnehmer aber auch während der Schulungsphase noch in Schlägereien verwickelt, wenn sie so lange provoziert wurden, bis sie sich nicht mehr anders zu helfen wussten. Andererseits gab es auch Situationen, in denen sie sich nicht in der Lage sahen, noch schlichtend in die Streitigkeiten anderer einzugreifen, so dass sie dann richtigerweise die Polizei riefen.

Mehmet: Wenn die Leute erst einmal richtig kämpfen, dann haben die keine Kontrolle mehr. Dann kann man da auch nicht mehr dazwischen gehen, sonst wird man nur selbst verletzt. Ich habe dann einmal die Polizei gerufen. Aber die Leute waren schon weggelaufen, als die Polizei dann kam.

Neben der Streitschlichterfunktion sollten die TeilnehmerInnen aktiv als Vorbilder und MultiplikatorInnen auftreten. Das geschah bereits teilweise, ist aber noch weiter auszubauen. Zum einen vermittelten einige Gruppenmitglieder Erlerntes und veränderte Einstellungen auch an andere Freunde außerhalb der Schulungsgruppe.

Aishe: Wir sprechen auch mit anderen Freundinnen über das Training. Dadurch wollen auch noch mehr zu den Treffen kommen. Einige Leute finden richtig gut, was ich hier mache, und wollen alles wissen, was ich hier lerne.

Zum anderen wenden sich SchulungsteilnehmerInnen bereits als Vorbilder und MultiplikatorInnen an Jüngere, um deren Einstellungen positiv zu beeinflussen.

Ali: Es ist doch ganz normal, dass die Jüngeren hier sich dafür interessieren, was wir so machen. Die sehen, wie wir uns verändert haben. Viele waren erst verwundert, weil man uns so nicht kannte. Aber wir sind trotzdem wir selbst geblieben. Die Jungs schauen zu uns auf. Wir reden manchmal mit denen, damit die weniger anstellen. Früher haben wir auf die eher hinabgeschaut und denen einen gegeben, wenn wir an denen vorbeigingen. Die hätten sich gar nicht getraut, frech zu werden. Jetzt sind wir Vorbilder für die und sprechen mit ihnen.

Insbesondere diese Vorbild- und MultiplikatorInnenfunktion der bereits beschulten Jugendlichen soll künftig weiter verstärkt werden. Nachdem sie viele Schulungsinhalte er-

lernt und verinnerlicht haben, gilt es, die nächsten Schritte einzuleiten. Zu diesen zählt nicht zuletzt die Vermittler- und Vermittlungsrolle. Die Heranwachsenden sollen zwar nicht zu Medi.Peer-Trainern ausgebildet werden, allerdings sollen sie die Botschaften und ihre eigenen Einsichten weitergeben. Bei der künftig vorgesehenen Beschulung einer jüngeren TeilnehmerInnengruppe können sie allerdings auch aktiv eingebunden werden. Denn sie sind nicht nur motiviert, ihre Erfahrungen zu vermitteln, sie dürften durch ihre Authentizität und Anerkennung im Stadtteil auch zum Lernerfolg weiterer Schulungsgruppen beitragen.

4.2.5 Erwartungen an Medi.Peer

Insgesamt zeigten sich alle TeilnehmerInnen positiv überrascht und erfreut von dem großen Nutzen, den sie aus dem Jahr der Schulungen, Betreuung und Begleitung gezogen haben. Neben ihrem Selbstwertgefühl konnten ihre Begeisterung und ihr Engagement gesteigert werden, „doch noch“ etwas aus ihrem Leben zu machen.

Während die größte Skepsis der Jugendlichen zu Beginn darin bestand, ob das Programm ihnen einen persönlichen Nutzen bringen würde, überzeugten sie schließlich die schrittweise eintretenden Verbesserungen ihrer sozialen Kontakte und das neue Interesse und der Zuspruch, den sie von allen Seiten erhielten. Wie bereits oben dargestellt wurde, verbesserte sich sowohl das Verhältnis zur Familie und zu Institutionen wie die Polizei und Schule als auch insgesamt die Art und Weise, wie ihnen inzwischen Menschen im Stadtteil, in der Jugendeinrichtung und anderswo begegneten. Schließlich ist von großer Bedeutung, dass die Jugendlichen erkennen, dass diese Veränderungen ausschließlich auf dem Wandel ihres Verhaltens beruhen. Daraus ergeben sich zwei Erkenntnisse für die jungen Menschen:

1. Ich habe erreicht, dass ich nun besser behandelt werde und wieder mehr Chancen in meinem Leben sehe, da es auf mein Engagement ankommt. Wenn ich genug dafür tue, kann ich noch einiges erreichen. Mit der Unterstützung anderer kann ich bestehende Defizite schrittweise abbauen und Stärken ausbauen.

2. Es liegt vor allem an mir, das Erreichte wieder zu verlieren. Auch wenn Rückschläge im Leben immer vorkommen können, wäre es meine Schuld, wenn ich meine Chance verstreichen ließe und aufgäbe. Wenn ich in alte Denk- und Handlungsmuster zurückfalle, dann gefährde ich all das, was ich mir aufgebaut habe.

Aufgrund dieser Erkenntnisse und dem Wissen, dass sie Menschen haben, die sie auf ihrem Weg begleiten und unterstützen wollen, besteht weiterhin eine hohe Motivation aller TeilnehmerInnen, sich regelmäßig in der Gruppe zu treffen, Erfahrungen und Probleme auszutauschen sowie neue Kompetenzen zu erlangen. Aus diesem Grund wird bereits nach Auslaufen der ersten Förderphase die Gruppe durch das Projektteam weiter begleitet, um neben der unermüdlichen Arbeit der Schlüsselperson in der Einrichtung weitere Impulse zu geben.

Die nächsten Schritte und Erwartungen liegen vor allem darin, die TeilnehmerInnen fitter für den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt zu machen und sie dabei zu unterstützen, dass sie eine Beschäftigung finden. Das ist von Beginn an eines der Hauptmotive für die Teilnahme an Medi.Peer gewesen, da mit den Schulungen der konkrete Wunsch verbunden war, die Lebenschancen zu verbessern. Auch wenn die Jugendlichen anfangs keine deutlichen Vorstellungen hatten, wie es dazu kommen soll, haben sie im Schulungsverlauf erlebt und erfahren, dass es zunächst ihre sozialen Grundkompetenzen sind, die es zu stärken galt. Zudem haben sie erkannt, wie bedeutsam Gewalt- und Devianzlosigkeit nicht nur für das gesellschaftliche Miteinander, sondern auch für ihre individuellen Chancen im Arbeitsleben sind.

Allen Beteiligten ist bewusst, dass es bei vielen Jugendlichen bislang an zahlreichen Kompetenzen fehlt, die auf dem ersten Arbeitsmarkt erwartet werden.

Schlüsselperson Hamborn: Man kann nicht erwarten, dass man mit solchen Jungs für ein paar Monate ein Projekt macht und sich in deren Leben alles verändert. Da ist noch viel zu tun, aber wir versuchen bereits, für weitere Unterstützung zu sorgen.

Nicht zuletzt in der Sprachkompetenz bestehen bei den männlichen Teilnehmern teils noch erhebliche Defizite, was uns dazu veranlasste, einige Interviews auf Türkisch und Deutsch zu führen, zumal sie auch in der „Muttersprache“ Mängel aufwiesen.

MIND-Trainerin: Das größte Defizit ist die deutsche Sprache. Speziell die „Kracher“ hatten die meisten Sprachprobleme. Dadurch würden sich auch die soziale Kompetenz und das Gefühl der Selbstwirksamkeit erweitern. Je weniger sprachliche Kompetenzen, desto mehr ist man auf das System angewiesen, das sie kennen. Sprache würde helfen, dort herauszukommen. Für jede Verhaltensänderung, neue Kompetenz, für den Umfeldwechsel usw. bedarf es eines Angebotes, das attraktiver erscheint. Da die Eltern teilweise sehr gewaltbereit sind, selbst im Knast oder drogenabhängig sind, fehlt denen vielfach der Zugang zu alternativen Systemen, den es zu öffnen gilt. Und das erfordert die deutsche Sprache.

Darüber hinaus sind sie weiter in ihren *social skills* zu stärken, und es bedarf einer auf den Einzelfall zugeschnittenen Strategie, um die Heranwachsenden, ausgehend von ihren Interessen, Stärken und Möglichkeiten, bei ihrer Berufsvorbereitung und Stellensuche zu unterstützen.

Neben weiteren Schulungen sind daher konkrete Angebote und Maßnahmen erforderlich, die das Medi.Peer-Team allerdings nicht alleine leisten kann und somit weiterhin und auf lange Sicht in noch stärkerem Maße auf lokale Netzwerkarbeit angewiesen ist. Erste Erfolge am Standort Hamborn bestehen darin, dass zwei Jugendliche aus der Schulungsgruppe, die bereits nicht mehr zur Schule gehen, eine Beschäftigung gefunden haben. Hierbei handelt es sich um feste Anstellungen in einer Supermarktkette und in einer Geschäftsstelle eines Telekommunikationsanbieters. Weitere Schritte und Netzwerkarbeit werden zurzeit unternommen.

Auch wenn den Jugendlichen noch einige Kompetenzen fehlen, haben sie bereits ein hohes Durchhaltevermögen und Engagement bewiesen. Zudem fallen sie durch ihre neue Höflichkeit und Pünktlichkeit auf, was wichtige Schlüsselqualifikationen sind, um auf dem Arbeitsmarkt Fuß fassen zu können. Den Jugendlichen ist bewusst, dass sie weiter an sich arbeiten müssen. Sie wünschen von der Schlüsselperson und vom Trainerteam, dass die begonnene Arbeit weiter geht.

MIND-Trainerin: Durch MIND haben die gelernt, wie sie sich im Bereich Streitverhalten benehmen sollen. Was fehlt, ist das Verhalten in anderen Lebensbereichen: Schule, Arbeit usw. Wenn das einen persönlichen Sinn haben soll, dann muss die Förderung weitergeführt werden, denn sonst war es nur eine „Verarsche“.

Abdul: Das Training war das Beste, was uns passieren konnte. Wir wollen alle weiter dabei sein. Das ist unsere Chance, hier herauszukommen.

Mit Blick auf die Zukunft von Medi.Peer wünschen sich die TeilnehmerInnen, dass die erforderlichen Schritte erfolgen, um ihre Chancen auf Beschäftigung zu steigern. Dafür

wünschen sie sich konkret Angebote der sprachlichen und schulischen Nachhilfe, um ihre Schulleistungen verbessern zu können, da sie sich darüber bewusst sind, dass gute Schulnoten gefragt seien.

Mehmet: Auf jeden Fall brauchen viele von uns Hilfe in der Schule. Wir gehen jetzt zwar wieder gerne hin, aber besonders die Sprache macht Probleme. In einigen Fächern reicht es, dass wir uns jetzt besser benehmen und etwas lernen, aber in den Hauptfächern sind die großen Probleme.

Darüber hinaus würden sie gerne weitere Unterstützung bei der Erstellung von Bewerbungen bekommen und noch mehr Bewerbungsgespräche üben. Vor dem Hintergrund, dass sie bereits alle ein Bewerbungstraining im Rahmen von Medi.Peer absolviert und dieses als sehr gut befunden haben, zeigt sich hierin einerseits die Erkenntnis, wie wichtig eine gute Vorbereitung und Präsentation ist. Andererseits zeigt sich allerdings auch eine gewisse Scheu und Angst davor, solche Dinge selbst in die Hand zu nehmen. So sind es nur wenige, die bereits selbständig entsprechende Schritte unternehmen. Vielfach möchten sie sich noch bei Vertrauenspersonen absichern bzw. sind tatsächlich auf deren Hilfe angewiesen, da ihnen u. a. aufgrund der sprachlichen Defizite die Kompetenz fehlt, eigenhändig eine Bewerbung zu schreiben.

Mit Blick auf die Zukunft wünschen sie sich schließlich, dass jüngere TeilnehmerInnen die gleiche Form des Trainings durchliefen, damit sie erst gar nicht auf die „schiefe Bahn“ gerieten. Zudem wünschen sie ihnen einen früheren Beginn solcher Maßnahmen, damit deren Kompetenzen in verschiedenen Bereichen frühzeitig gefördert würden, um ihnen bessere Möglichkeiten für die Zukunft zu eröffnen. Einige Jugendliche haben auch schon wiederholt Bereitschaft signalisiert, in diesem Rahmen als Vorbilder auftreten zu wollen, um Verantwortung zu übernehmen.

5. Die nächsten Schritte

Aufgrund verschiedener Entwicklungen und unerwarteter Schwierigkeiten in der Anlaufphase des Projekts sowie bei der Umsetzung des Schulungskonzepts an den beiden Schulungsstandorten waren verschiedene Anpassungen des Vorgehens notwendig. Die so neu definierten erforderlichen Schritte wurden umgesetzt, so dass das Projekt mit angepasster Konzeption weiterlaufen konnte. Die dadurch bedingten zeitlichen Verzögerungen legen einen Verlängerungsantrag nicht nur nahe, sondern machen ihn erforderlich, um den Jugendlichen alle relevanten Inhalte zu vermitteln, sie möglichst lange betreuen zu können und auf diese Weise einen möglichst starken Ausstrahlungseffekt in der Region zu erzeugen. Denn die Erfahrungen des Schulungsteams zeigen ohnehin einen hohen Bedarf an einer dauerhaften Implementierung des Angebots für die Heranwachsenden, da sich signifikante Veränderungen durch kurzzeitige Maßnahmen kaum erreichen lassen, denn diese Maßnahmen enden oft schon, wenn der Grundstein für die Zusammenarbeit nach einem Prozess der Vertrauensbildung für weitere wichtige Schritte in Richtung gesellschaftliche Integration erst gelegt ist.

Die bisherigen Erfahrungen des Projektteams sprechen vielmehr dafür, das Angebot auszuweiten. Heranwachsende, wie wir sie vorgefunden haben, bedürfen einer nachhaltigen Förderung durch ein szenekundiges Expertenteam. Die Jugendlichen benötigen feste Bezugspersonen, denen sie sich anvertrauen können, sowie klare Abmachungen und verlässliche Strukturen, an denen es ihnen im Elternhaus und im Freundeskreis mangelt. Zudem bedarf es konkreter Motivationsanreize, da die Heranwachsenden anfangs gar nicht realisieren, dass die Teilnahme vor allem ihnen dient und die damit verbundenen neuen Kompetenzen und Kontakte schon Anreiz sein sollten. Deshalb, aber auch um den Jugendlichen Perspektiven für die Zukunft zu eröffnen, ist eine weitere Einbindung in lokale Netzwerke und eine Verknüpfung der Maßnahme mit Möglichkeiten zu Praktika und Ausbildungsstellen notwendig. Insbesondere die Integration der Jugendlichen in den Arbeitsmarkt ist eines der wichtigsten Kriterien für den Erfolg von Medi.Peer. Aufgrund der prekären schulischen Laufbahn der Jugendlichen bedarf es hierzu aber besonderer Anstrengungen, die von dem Projekt Medi.Peer, das in erster Linie ein Gewaltpräventionsprojekt ist, alleine nicht geleistet werden kann.

Diese beiden Aspekte, die *Fortführung* der Betreuung der bestehenden Teilnehmergruppe sowie die dauerhafte *Implementierung* von Medi.Peer in Duisburg, sind zentrale Aufgaben, die nach dem Auslaufen der ersten Förderphase zu erfüllen sind. Zu diesem Zweck wurde ein Antrag für eine einjährige weitere Förderung und Ausweitung von Medi.Peer eingereicht, in dem dargestellt wird, welche Aufgaben noch ausstehen und inwiefern die einzelnen Arbeitsschritte unmittelbar miteinander verkettet sind. Das schließt auch die Implementierung einer gezielten Trainerausbildung von *MIND* sowie ein ganzheitliches Schulungsprogramm für die Jugendlichen ein, an deren Entwicklung bereits gearbeitet wird. Wertvolle weitere Erkenntnisse und Grundlagen hierfür können jedoch erst durch die Fortführung und Ausweitung der Schulungen gewonnen werden.

Erste Erfolge im Hinblick auf Kontakte zu Sponsoren und die Findung von Ausbildungs- und Arbeitsplätzen wurden bereits erzielt. In gemeinsamer Netzwerkarbeit wurden in den vergangenen Monaten die Kontakte zur Duisburger Wilhelm Grillo Handelsgesellschaft GmbH bzw. zur Grillo Familienstiftung, Frau Gabriela Grillo, hergestellt. Mit Frau Gabriela Grillo werden in nächster Zeit Gespräche über konkrete Möglichkeiten geführt, wie durch eine Unterstützung der Stiftung die Betreuung der Jugendlichen in Hamborn und deren Chance auf Ausbildungsplätze verbessert werden können.

Nach internen Abstimmungsprozessen und Verhandlungen wurde uns seitens der ARGE Duisburg vor kurzem signalisiert, dass sie bereit sei, Medi.Peer künftig in ihr Förderprogramm einzubauen. Darüber hinaus wird in diesen Tagen ein Vertrag mit dem Jugendamt Duisburg geschlossen, durch den es sich an den Kosten für eine Medi.Peer-Schulung im Stadtteil Duisburg-Marxloh im kommenden Jahr beteiligen wird.

Weitere Unterstützung durch den Rotary Club Duisburg wurde in diesem Jahr bereits durch das Projektteam in die Wege geleitet. Im April 2010 werden die Rotarier darüber entscheiden, welche Projekte sie fördern. Andere Rotary und Lions Clubs stehen auf unserer Kontaktliste. Weitere potenzielle Sponsoren und Kooperationspartner werden in den kommenden Monaten kontaktiert. Kontakt zu einer Non-Profit-Organisation der Universität Duisburg-Essen wurde ebenfalls aufgenommen. Die unlängst von der Jimmy und Rosaly Carter-Stiftung ausgezeichnete Organisation UNIAKTIV ist ein Netzwerk des bürgerschaftlichen Engagements von Studierenden und Dozenten, das in die Betreuung

und Schulung der Jugendlichen eingebunden werden soll. Schließlich sind *MIND*-Trainer-Schulungen durch das Projektteam vorgesehen, um auch auf diesem Wege Mittel für die Fortführung und dauerhafte Implementierung von Medi.Peer in Duisburg einzuwerben.

In der Zeit nach der zweiten Förderphase soll die Betreuung der Jugendlichen nicht abbrechen und das Engagement der an dem Projekt Beteiligten nicht enden. Medi.Peer soll dann weitgehend ohne externe Finanzierung – abgesehen von Sponsoring, um das man sich fortlaufend bemühen wird – fortbestehen und weiter betrieben werden. Das schließt den Aufbau neuer Teilnehmergruppen ein, die zunehmend ohne direkte Beteiligung des Projektteams geschult und betreut werden sollen. Es wird dann besonders auf die zunehmende Selbständigkeit und das dauerhafte Engagement von Ehrenamtlern ankommen, die über die Non-Profit-Organisation der Universität Duisburg-Essen und anderer Organisationen der Stadt Duisburg und des Landes NRW auf lokaler Ebene akquiriert werden sollen.

Das Projektteam wird beiden Modelleinrichtungen weiter beratend und unterstützend zur Seite stehen und eine Langzeitevaluation der ersten Teilnehmergruppen durchführen, dennoch bleibt das mittelfristige Ziel klar: die Autarkie beider Einrichtungen als Medi.Peer-Standorte. Als solche werden sie auch interessierten und qualifizierten Fach- und Nachwuchskräften aus Forschung und Praxis für Praktika und Gastaufenthalte offen stehen. Hierbei kann es sich auch um Personen handeln, die in anderen Duisburger Stadtteilen bzw. Nachbarstädten weitere Medi.Peer-Standorte aufbauen wollen.

Zwecks finanzieller Unterstützung der Modellstandorte wird sich das Projektteam zunehmend um die Werbung für und die Durchführung von *MIND*-Trainer-Ausbildungen sowie die Implementierung von Medi.Peer an weiteren Standorten bemühen. Auch dort soll Erfolg des Programms evaluiert werden, wenn aufgrund neuer Zielgruppen daraus weitere Erkenntnisse hervorgehen, die zur Qualitätssicherung und Weiterentwicklung des Programms und des Trainingshandbuchs beitragen.

Es ist bereits jetzt absehbar, dass die wissenschaftliche Begleitung von Medi.Peer zahlreiche Erkenntnisse und politische Handlungsempfehlungen ergeben wird, wie und unter welchen Umständen solchen Jugendlichen Förderangebote unterbreitet werden können

und sollen. Hierbei wird es vor allem darum gehen, aufzuzeigen, mit welcher Vorgehensweise man am besten an sie „herankommt“, sie dauerhaft an Maßnahmen binden kann und was nötig ist, um Veränderungen zu bewirken. Zweifellos ist weitgehend bekannt, „Was“ es ist, woran es den Betroffenen mangelt, allerdings war es von Anfang an das erklärte Ziel von Medi.Peer, neue Wege des „Wie“ zu gehen und zu finden. Neben der Darstellung der konkreten Erfahrungen mit dem Projekt wird es um beweiskräftige Erkenntnisse und zukunftssträchtige Einsichten für die Arbeit mit der Gruppe der jugendlichen Intensivstraftäter gehen.

Literaturhinweise

- Albrecht, G. (2002): Sociological Approaches to Individual Violence and Their Empirical Evaluation. In: Heitmeyer, W. u. J. Hagan (Hrsg.): International Handbook on Violence Research. Dordrecht, Boston & London: Kluwer Academic Publishers: 611-656.
- Anderson, E. (1990): StreetWise: Race, class, and change in an urban community. Chicago: University of Chicago Press.
- Anderson, E. (1999): Code of the Street: Decency, Violence, and Moral Life of the Inner City. New York: Norton.
- Brezina, T., Agnew, R., Cullen, F. T. & J. P. Wright (2004): The Code of the Street: A Quantitative Assessment of Elijah Anderson's Subculture of Violence Thesis and Its Contribution to Youth Violence Research. In: Youth Violence and Juvenile Justice 2: 303-328.
- Eder, F. u. H. P. Gaisbauer (2001): Peer Mediation in der Schule. Evaluation eines Projektes der Kinder- und Jugendanwaltschaft Oberösterreich. Linz.
- Dietz, B. u. H. Roll (1998): Jugendliche Aussiedler – Porträt einer Zuwanderergeneration. Frankfurt/Main.
- Luff, J. (2000): Kriminalität von Aussiedlern. Polizeiliche Registrierungen als Hinweis auf misslungene Integration? München.
- Miller, W. R. u. S. Rollnick (1999): Motivierende Gesprächsführung. Ein Konzept zur Beratung von Menschen mit Suchtproblemen. Freiburg: Lambertus.
- Prochaska, J. O., Norcross, J. C. & C. C. DiClemente (1997): Jetzt fange ich neu an. München: Droemersch Verlagsanstalt.
- Sandberg, S. (2008): Street capital: Ethnicity and violence on the streets of Oslo. In: Theoretical Criminology 12: 153-171.
- Schweer, T. u. S. Zdun (2005): Gegenseitige Wahrnehmung von Polizei und Bevölkerung. Polizisten im Konflikt mit ethnischen Minderheiten und sozialen Randgruppen. In: Groß, H. u. P. Schmidt (Hrsg.): Empirische Polizeiforschung VI: Innen- und Außensicht(en) der Polizei. Frankfurt: 65-89.

- Schweer, T., Strasser, H. u. S. Zdun (2008): „Das da draußen ist ein Zoo, und wir sind die Dompteure“. Polizisten im Konflikt mit ethnischen Minderheiten und sozialen Randgruppen. Wiesbaden.
- Stewart, E. A., Schreck, C. J. & R. L. Simons, (2006): “I Ain't Gonna Let No One Disrespect Me”. Does the Code of the Street Reduce or Increase Violent Victimization among African American Adolescents? In: *Journal of Research in Crime and Delinquency* 43: 427-458.
- Strasser, H. & S. Zdun (2005): Gewalt ist (k)eine Antwort! Zum abweichenden Verhalten russlanddeutscher Jugendlicher. In: *Soziale Probleme*, 16: 5-24.
- Strasser, H. & S. Zdun (2006): Die Segregation der Russlanddeutschen und die Folgen. Kampf der Kulturen in Duisburg und anderswo. In: Rehberg, K.-S. (Hrsg.): *Soziale Ungleichheit, Kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004*. Frankfurt/Main: 2129-2135.
- Sykes, G. & D. Matza (1957): Techniques of neutralization. In: *American Sociological Review* 22: 664-670.
- Thiele, G. & C. S. Taylor (1998): *Jugendkulturen und Gangs. Eine Betrachtung zur Raumaneignung und Raumverdrängung nachgewiesen an Entwicklungen in den neuen Bundesländern und den USA*. Berlin: VWB – Verlag für Wissenschaft und Bildung.
- Thurman, O. C. (1984): Deviance and the neutralization of commitment: An empirical analysis. In: *Deviant Behavior* 5: 291-304.
- Tittle, C. R. (1995): *Control Balance: Toward a General Theory of Deviance*. Boulder.
- Zdun, S. (2007a): *Ablauf, Funktion und Prävention von Gewalt. Eine soziologische Analyse gewalttätiger Verhaltensweisen in Cliques junger Russlanddeutscher*. Dissertation an der Universität Duisburg-Essen. Frankfurt/Main.
- Zdun, S. (2007b): Dynamic strategies to legitimize deviant behavior of street culture youth. In: *The Internet Journal of Criminology*.
- Zdun, S. (2008a): Violence in the street culture – the relevance of the male ethos and crime. In: *New Directions for Youth Development. Special Issue: Youth and violence. Alienation, anomia, and disintegration* 119: 39-54.

- Zdun, S. (2008b): Die Rechtfertigung abweichenden Verhaltens von Heranwachsenden im sozialen Kontext. In: Soziale Probleme, 19 (in Druck).
- Zdun, S. & H. Strasser (2008): Von der Gemeinschaftsgewalt zur Gewaltgemeinschaft? Zum Wandel der Straßenkultur. In: Hitzler, R., Honer, A. u. M. Pfadenhauer (Hrsg.): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische Bestimmungen und ethnographische Deutungen. Wiesbaden: VS Verlag: 310-326.